

Pflug

M A G A Z I N

SOMMER 2019



Jenseits des

Kapitalismus

**Arbeiterinnen
zum Billiglohn**
Maria Hengeveld

**Ist ein christliches
Unternehmen ein
Widerspruch in sich?**
John Rhodes

Wirtschaft à la Robin Hood Edmund Waldstein • Der Übergangsgott Eberhard Arnold
Nicht so einfach Mark Boyle • Christlicher Kommunismus David Bentley Hart



Wassily Kandinsky, *Kochel – Wasserfall I*, Öl auf Leinwand, 1900



Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

Sommer 2019, Nummer 3

Aus der Redaktion: Die Ökonomie der Liebe	Peter Mommsen	3
Leser antworten		10
Freunde & Gefährten		11
Beiträge zum Thema: Jenseits des Kapitalismus		
Was liegt jenseits des Kapitalismus?	David Bentley Hart	12
Der Übergangsgott	Eberhard Arnold	21
Ein christliches Unternehmen – ein Widerspruch?	John Rhodes	28
Ich beginne mit dem Haar eines kleinen Mädchens	G. K. Chesterton	36
Wirtschaft à la Robin Hood	Edmund Waldstein	37
Arbeiterinnen zum Billiglohn	Maria Hengeveld	44
Nicht so einfach	Mark Boyle	50
Vorläufer: Gustav Landauer	Jason Landsel	56

Künstler: Wassily Kandinsky, N. C. Wyeth, Deborah Batt, Amedeo Modigliani, Bianca Berends, Elise Palmigiani, Danny Burrows

WWW.PLOUGH.COM/DE

Lernen Sie die Gemeinschaft kennen, die hinter dem *Pflug Magazin* steht



Pflug Magazin wird vom Bruderhof herausgegeben, einer internationalen Gemeinschaft von Familien und Singles, die gemeinsam Jesus folgen wollen. Die Mitglieder des Bruderhofs sind einer radikalen Nachfolge im Sinne der Bergpredigt verpflichtet. Inspiriert von der ersten Gemeinde in Jerusalem (Apg. 2 und 4) verzichten sie auf Privateigentum und teilen alles gemeinsam in einem Leben der Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und des Dienstes am Nächsten Nah und Fern. Die Gemeinschaft umfasst Menschen verschiedenster Herkunft. In den Vereinigten Staaten, England, Deutschland,

Australien und Paraguay gibt es 23 Bruderhof-Siedlungen in ländlichen und städtischen Gebieten mit insgesamt rund 3.000 Menschen.

Um mehr zu erfahren oder einen Besuch zu vereinbaren, besuchen Sie die Website der Gemeinschaft unter bruderhof.de. ➔

Pflug Magazin bietet authentische Geschichten, Ideen und Kultur, um Glauben und Handeln im Alltag zu inspirieren. Ausgehend von der Überzeugung, dass die Lehren und das Beispiel Jesu unsere Welt verändern und erneuern können, wollen wir sie auf alle Aspekte des Lebens anwenden und nach einer gemeinsamen Basis mit allen Menschen des guten Willens suchen, unabhängig vom Glauben. Das Ziel des *Pflug Magazins* ist es, ein lebendiges Netzwerk von Lesern, Mitwirkenden und Praktizierenden aufzubauen, damit wir uns in den Worten des Hebräerbriefes „gegenseitig zu Liebe und guten Taten anregen“ können.

Pflug Magazin enthält Beiträge, die unserer Meinung nach die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen, unabhängig davon, ob wir mit ihnen vollkommen einverstanden sind oder nicht. Die Meinungen der Autoren sind ihre eigenen und spiegeln nicht unbedingt die redaktionelle Position von des *Pflug Magazins* oder der Bruderhofgemeinschaften wider.

Redakteure: Peter Mommsen, Veery Huleatt, Sam Hine. Redakteur der deutschen Ausgabe: Daniel Hug. Kreative Leitung: Clare Stober. Design: Rosalind Stevenson, Miriam Bursleson. Chefin vom Dienst: Shana Goodwin. Beitragende Redakteure: Maureen Swinger, Susannah Black. Gründungsredakteur: Eberhard Arnold (1883–1935).

Pflug Magazin Nr. 3: *Jenseits des Kapitalismus*

Published by Plough Publishing House, ISBN 978-0-87486-310-9

Copyright © 2019 by Plough Publishing House. All rights reserved.

Titelseite: *ATM* von Pawel Kuczyński; Verwendung des Bildes mit Genehmigung. Umschlagrückseite: Foto von @mckellajo von Hive & Hum. Umschlaginnenseite: Bild von WikiArt (gemeinfrei).

Redaktionssitz
151 Bowne Drive
Walden, NY 12586
Tel: +001 845 572-3455
info@plough.com

Deutschland
Talweg 18
07639 Bad Klosterlausnitz
Tel: 036601-922987
kontakt@plough.com

Großbritannien
Brightling Road
Robertsbridge
TN32 5DR
Tel: +44(0)1580 883-344

Australien
4188 Gwydir Highway
Elsmore, NSW
2360 Australia
Tel: +61(0)2 6723-2213

Die Ökonomie der Liebe

Jenseits von Kapitalismus – und Sozialismus

PETER MOMMSEN

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit: Der 21-jährige William Wordsworth war berauscht von dem Versprechen der Französischen Revolution. Im Rückblick auf diese Zeit schrieb er ein berühmtes Gedicht, das an die Leidenschaft seiner Generation erinnert. „Glücklich war’s, in jener Morgendämmerung zu leben, / Doch jung zu sein, das war der Himmel selbst!“ Er und seine radikalen Mitstreiter – „wir, die in der Liebe stark“ – waren sich sicher, dass sie echte Veränderungen im Hier und Jetzt bewirken könnten: „Nicht in Utopia ... sondern in derselben Welt / Die unser aller ist.“

Die Begeisterung des jungen Dichters überspringt die zwischen ihm und uns liegenden Jahrhunderte. In *The Prelude*, dem Gedicht von 1805, aus dem diese Zeilen stammen, ging es dem Dichter nicht um die Details der revolutionären Politik der

Jakobiner. Entscheidend ist vielmehr der Eindruck unendlicher Möglichkeiten, die Aufregung eines „Wir“, das sich zusammenschließt, um eine neue Welt zu gestalten.

Diese Aufregung liegt auch heute wieder in der Luft. Sowohl einer der führenden US-Präsidentenwahlkandidaten als auch der britische Oppositionsführer sprechen sich für den Sozialismus aus. Die sozialdemokratischen Parteien Europas besinnen sich hastig auf ihre Ursprünge im Klassenkampf, um weiter links stehende Herausforderer abzuwehren. Die Mitgliedschaft der Democratic Socialists of America ist von sechstausend im Jahr 2016 auf rund sechzigtausend im Jahr 2019 angewachsen. Laut einer viel zitierten Umfrage von 2018 haben 51 Prozent der US-Amerikaner im Alter von achtzehn bis neunundzwanzig

Bild von Elise Palmigiani



Gütergemeinschaft

Peter Walpot (1521–1578) war ein Vorsteher der hutterischen Brüder und der Verfasser des Große Geschichtsbuch, aus dem der folgende Text stammt.

Das Eigentum gehört nicht zur christlichen Kirche, sondern zur Welt, es gehört zum Heidentum, zu denen, die die göttliche Liebe nicht haben, die ihre Schätze auf Erden haben und ihrem eigenen Willen folgen. Denn gäb's keinen Eigenwillen, so gäb's auch kein Eigentum. Aber zu den Gläubigen gehört die wahre Gütergemeinschaft, denn es ist göttliches Recht, dass alles allen gemeinsam gehört, und sich niemand aneignet, was Gottes ist, genauso wenig wie Luft, Regen, Schnee und Wasser oder die Sonne und die Elemente. (...)

Wer das, was frei ist und sein soll, umzäunt und sich aneignet, der handelt gegen den, der es frei gemacht und erschaffen hat, und das ist Sünde. Aber durch die Bosheit, die der Mensch angenommen hat, aus Neid, durch Geiz, steckt sich jeder alles in den eigenen Säckel. Da sagt einer „Das ist meines“ und ein anderer sagt auch: „Das ist meines.“ Deswegen ist eine Spaltung unter den Menschen und eine große Ungleichheit in diesem Leben entstanden. Es ist leider soweit gekommen, dass sie die Sonne und den Mond ergreifen und die Elemente einfangen möchten, um sie sich anzueignen, und für Geld zu verkaufen.

Quelle: „Von der Gelassenheit und der Gütergemeinschaft“, Abschnitt 143, in: R. Friedmann (Hg.) *Glaubenszeugnisse oberdeutscher Taufgesinnter*, Bd. II, 1967. Überarbeitet und modernisiert von Daniel Hug.

Jahren eine positive Sicht auf den Sozialismus (nur 45 Prozent sagen dasselbe über den Kapitalismus).

Anders als Wordsworth reden die heutigen Radikalen nicht viel über Glück und Freude, zumindest wenn man die ernstesten Beiträge in linken Zeitschriften wie *Jacobin* und *In These Times* als Maßstab nimmt. Dennoch gibt es ein Gefühl von neuen Möglichkeiten: Dass jetzt der Moment ist, in dem die Tyrannei der konzentrierten Macht und des Reichtums von einer solidarischen Massenbewegung überwunden werden muss.

Sozialismus scheint verschiedene Bedeutungen für verschiedene Leute zu haben und genau wie in Wordsworths Zeiten scheinen es nicht die Details eines politischen Programms zu sein, die die Begeisterung auslösen. Was die Leute packt, ist vielmehr das befreiende Gefühl, endlich eine Sache zu haben, für die man kämpfen kann.

Aber was für eine Sache ist das genau? Die Verfechter des Sozialismus wissen, wie man wirksame Schläge gegen den Kapitalismus ausführt, und sie haben zumindest in einem Recht: Dass wir in einer Gesellschaft leben, in der enormer Wohlstand und gleichzeitig verzweifelte Armut existieren, ist eine Sünde, mit der sich kein Mensch guten Willens einfach abfinden kann. Jeder, der die Goldene Regel befürwortet – „Was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch“ – ist moralisch verpflichtet, für andere die gleichen Lebensgrundlagen anzustreben, die man sich für die eigene Familie wünscht: Gesundheitsversorgung, menschenwürdiges Wohnen, Bildung, ein existenzsichernder Lohn und Sicherheit im Alter. Dass es in der reichsten Zivilisation, die die Welt je gekannt hat, Millionen von Menschen gibt, denen es an diesen grundlegenden Gütern mangelt, sollte unser Gewissen erschüttern.

Aber eine Diagnose ist noch keine Heilung. Sozialisten werden etwas leiser, wenn es darum geht, wie die staatliche Übernahme der gesamten Wirtschaft praktisch vonstatten gehen soll. Bhaskar Sunkaras träumt in seinem viel diskutierten Buch *The Socialist Manifesto* auf unterhaltsame Weise von einem Amerika im Jahr 2036, in dem die Lohnarbeit

abgeschafft wurde und die Produktionsmittel im Besitz der Regierung sind. Diese heitere Darstellung einer Fabrik für Nudelseifen in New Jersey namens Bongiovi und einer Arbeiterrevolution, die von Bruce Springsteen angeführt wird, lässt sich schwer mit den tatsächlichen Beispielen sozialistischer Regierungsführung, etwa der anhaltenden Krise in Venezuela, in Einklang bringen. Dieser Blick in eine alternative Zukunft vermittelt also das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt. Wir werden also gebeten, auf Treu und Glauben anzunehmen, dass es diesmal eine glückliche Verbindung von Demokratie und besten Absichten geben wird, die die lange Geschichte des Ableitens in Diktatur und Unterdrückung, die dem Sozialismus anhaftet, überwindet.

Aber auch diejenigen am rechten Rand, die mit dem Kapitalismus unzufrieden sind, halten sich bedeckt, wenn es um Ziele und Mittel geht. Viele junge Konservative bedauern zu Recht, wie der Kapitalismus die traditionellen Bande von Solidarität, Gemeinschaft und Familie zerstört. Sie sehen, wie die liberalen Eliten des Kapitalismus aggressiv die Werte sabotieren, die dem Leben der arbeitenden Armen Sinn und Würde verleihen: die Institution der Ehe, die Bande des Glaubens, die Ideale von Weiblichkeit und Männlichkeit, die Loyalität zum Ort, ein Gefühl der Zugehörigkeit. Das US-amerikanische Magazin *First Things* veröffentlichte kürzlich ein eindrucksvolles Manifest: „Wir sind gegen eine seelenlose Gesellschaft des individuellen Wohlstands (...) Wir widersetzen uns einem tyrannischen Liberalismus (...) Wir wollen ein arbeiterfreundliches Land.“

Die Unterzeichner dieser Erklärung haben konkrete Vorschläge, wie sie auf diese Ziele zusteuern können. Doch die Konturen der späteren Gesellschaft, die ihre Erwartungen wirklich erfüllen würde, bleiben enttäuschend vage. Online zirkulierende Vorschläge wie Ein-Hektar-und-eine-Kuh-Distributismus oder habsburgische Restauration klingen genauso unwahrscheinlich wie Marx' kommunistische Utopie.

In ihren Anklagen gegen den Kapitalismus haben Konservative und Sozialisten einige bemerkenswerte Gemeinsamkeiten, obwohl die vorgeschlagenen

Lösungswege natürlich stark voneinander abweichen. Beide widersprechen den Apologeten des gegenwärtigen Systems, wie etwa dem Autor Steven Pinker, der Statistiken über steigendes Pro-Kopf-Einkommen, Lebenserwartung und persönliche Freiheit anführt, um den Kritikern des Kapitalismus Undankbarkeit vorzuwerfen. Die Kritiker verweisen dann auf andere, weniger erfreuliche Statistiken: In den wohlhabendsten Ländern der Welt sind psychische Erkrankungen rapide angestiegen und sogenannte Verzweiflungstode durch Selbstmord und Überdosierung von Drogen oder Medikamenten nehmen epidemische Ausmaße an. Die sinkenden Geburtenraten in Ländern mit hohem Lebensstandard scheinen einen Pessimismus über die Zukunft der Menschheit widerzuspiegeln. Und da ist auch noch die drohende Klimakatastrophe, für die der Kapitalismus erhebliche Verantwortung trägt. Ihre Frage ist: Soll so eine menschenfreundliche Wirtschaft aussehen?

Diejenigen, die nach einem Leben jenseits des Kapitalismus streben, müssen eine grundlegende Entscheidung treffen: ob ihre wichtigste Hoffnung darin besteht, nach den Hebeln der staatlichen Macht zu greifen oder nicht. An dieser Stelle sollen nicht Nutzen und Grenzen der Politik erforscht werden, aber Christen sollten die Nachteile im Auge behalten, die mit jedem Versuch verbunden sind, das Gemeinwohl durch staatlichen Zwang zu sichern.

Jede ernst zu nehmende Vision des Gemeinwohls fußt auf moralischen Überzeugungen. Doch die staatliche Auferlegung moralischer Überzeugungen kommt einer Staatsreligion gleich. (Martin Hägglands Aufruf zum Sozialismus in seinem Buch *This Life* nennt es sogar einen „säkularen Glauben“.) Was auch immer das Glaubensbekenntnis ist – Robespierres Vernunftskult, katholischer Integralismus, der Verhaltenskodex für Studenten an einer progressiven Universität oder das Scharia-Recht – in dem Moment, in dem es durch das Schwert des Staates unterstützt wird, wird es die Rolle von Dostojewskis blasphemischem Großinquisitor übernehmen und billiges Glück im

Austausch für spirituelle Freiheit anbieten.

Christen haben jeden Grund zu befürchten, dass es ihre eigene Integrität kompromittiert, wenn sie diese Rolle übernehmen. Macht korrumpiert Religion von innen heraus, indem sie freie Zustimmung durch Zwang ersetzt; je mehr Zwang ausgeübt wird, desto tiefer die Korruption. Wie der Kirchenvater Tertullian im Protest schrieb: „Es ist sicherlich kein Teil der Religion, Religion zu erzwingen.“

Lassen Sie uns eine Zeitreise zu den Wurzeln meiner eigenen Gemeinschaft, dem Bruderhof, unternemen, um die beiden gegensätzlichen Wege zu veranschaulichen, die Christen gehen können. Damals versuchten die mit der Obrigkeit zusammenarbeitenden Reformatoren wie Martin Luther und John Calvin, die Exzesse der mittelalterlichen Kirche zu beseitigen, indem sie sich mit weltlichen Fürsten verbündeten und die Macht des Staates nutzten, um das durchzusetzen, was sie für ein bereinigtes Evangelium hielten.

Im Gegensatz dazu sind die radikalen Reformatoren aus einer Volksbewegung für Gerechtigkeit unter den einfachen Leuten hervorgegangen. Die Bauern formulierten ihre Forderungen in den Zwölf Artikeln, die als das erste Menschenrechtsdokument des Europas der Moderne gelten. Dazu gehörten Forderungen nach Beendigung übermäßiger Steuern, des Prinzips des Zehnten und der Zwangsarbeit sowie die Forderung, dass auch einfache Leute die Früchte der Schöpfung genießen dürfen, die ursprünglich der gesamten Menschheit zugedacht war: „Kein armer Mann hat das Recht, Wild zu jagen oder Vögel und Fische zu fangen, welches uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt und was nicht dem Worte Gottes gemäß ist.“

Als die Bauernproteste 1525 in Gewalt umschlugen, sprachen sowohl Luther als auch katholische Würdenträger Gottes Segen für die blutige Niederschlagung der Aufstände durch die Fürsten aus, die etwa hunderttausend Menschen das Leben kostete. In der Folge dieses kirchlich befürworteten Massenmordes entstand die radikale Reformation. Da sie die Konsequenzen von gewaltsamen Auseinandersetzungen schmerzhaft erfahren hatten, predigten ihre Führer (meistens)

Gewaltfreiheit. Dennoch bestand in ihrer Bewegung die Forderung der Zwölf Artikel nach brüderlicher Gemeinschaft, jetzt überformt durch christliches Denken. Da sie auf der freiwilligen Taufe von Erwachsenen und nicht auf der obligatorischen Kindertaufe bestanden, wurden sie Wiedertäufer genannt. Wiedertäufer zu sein war bald ein Kapitalverbrechen im gesamten Heiligen Römischen Reich, und etwa dreitausend Täufer wurden in den folgenden Jahrzehnten hingerichtet.

Dennoch breitete sich die Bewegung aus. Um 1527 begannen Täufer im heutigen Tschechien, Gemeinschaftssiedlungen zu bilden, in denen nach dem Vorbild der ersten Christen die Mitglieder alle Dinge gemeinsam besaßen. Bis zum Ende des Jahrhunderts gab es etwa einhundert solcher Siedlungen. Zwanzig- bis dreißigtausend Menschen lebten in diesen freiwilligen Gemeinschaften. Obwohl sie während des Dreißigjährigen Krieges fast ausgelöscht wurden, überlebten einige, und später wanderten ihre Nachkommen, die als Hutterer bekannt waren, in die Vereinigten Staaten aus. Meine eigene Frau und meine Kinder sind stolze Nachkommen dieser mutigen Bauern, die vor fünf Jahrhunderten Folter und Tod riskiert haben, um die christliche Vision von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Freiwilligkeit zu verwirklichen.

Diese Ausgabe des *Pflugs* entspringt einer grundlegenden Überzeugung der radikalen Reformation: dass es ein gemeinsames Leben gibt, das die wirtschaftliche Ausbeutung überwindet, ein Leben, das sowohl praktisch umsetzbar als auch unabhängig vom Staat ist. Diese alternative Gesellschaft ist hier und jetzt möglich, jeder kann danach streben. Außerdem ist es eine Vision, die seit den Anfängen des Christentums existiert. Sie steht im Mittelpunkt der Bergpredigt Jesu und des Neuen Testaments sowie der Schriften der alttestamentlichen Propheten. Diese Vision wird durch das Gemeinschaftsleben der ersten Gemeinde in Jerusalem veranschaulicht: „Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte.“ (Apg 2,44-45)

Einige Leser, die den *Pflug* schon länger kennen, werden nun sicher denken: „Jetzt geht das wieder los.“ Ja, es geht wieder los, denn die Herausforderungen der Sozialisten berühren einen Teil der Verkündigung Jesu, den zu vermeiden das Mainstream-Christentum fast komische Anstrengungen unternommen hat. Genau wie Jesu harte Worte über Scheidung oder Gewaltfreiheit werden seine Lehren über Reichtum und Privateigentum höflich beiseite geschoben und als nur auf seine Zeit bezogen oder rhetorische Übertreibungen wegerklärt. Alternativ werden diese Lehren als besondere Berufung für Mönche, Minderbrüder und Missionare behandelt, heldenhafte Taten, die der einfache Gläubige nicht versuchen sollte. An die Stelle von freiwilliger Armut und Opferbereitschaft treten die bürgerlichen Tugenden von verantwortlichem Umgang mit Geld und Menschenfreundlichkeit.

Doch die wirtschaftlichen Lehren Jesu sind ebenso integraler Bestandteil des Lebens, das zu leben er gelehrt hat, wie alle anderen Grundsätze: Nächsten- und Feindesliebe, Abscheu vor aller Heuchelei, Wahrhaftigkeit, sexuelle Reinheit und die Werke der Barmherzigkeit. Diese Lehren sind keine frei im Raum schwebenden Maximen, sondern alle sind eng miteinander verbunden; die in der Bergpredigt dargestellte Lebensweise ist ein einziges Ganzes, das die Freiheit von Privatbesitz gleichzeitig ermöglicht und erfordert. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ ist eine Wahrheit, die alle Lebensbereiche durchdringt, wie Eberhard Arnold in dieser Ausgabe (Seite 21) beschreibt. Die Apostel und frühen Kirchenväter bekräftigen denselben Grundsatz.

Diese Wechselbeziehung betrifft beide Seiten: Der Verlust eines Elements des Christentums – sein ursprünglicher wirtschaftlicher Radikalismus – untergräbt letztlich auch seine anderen Ansprüche. Die Heiligkeit des Lebens wäre viel einfacher zu verteidigen, wenn Christen auf ihre eigenen Kirchen als Gemeinschaften verweisen könnten, die werdende Mütter und Familien von Kindern mit Behinderungen wirtschaftlich und emotional großzügig unterstützen. Ehen würden seltener geschieden werden, wenn sie von der Belastung durch Geldsorgen befreit wären. „Keine Sorge um



Die sichtbare Gemeinschaft der Heiligen

Peter Riedemann (1506–1556), ein Leiter der frühen Täufer, schrieb 1542 eine Apologie zu seiner Verteidigung an Prinz Philipp von Hessen, der ihn gefangen hielt. Der folgende Abschnitt ist daraus entnommen.

Nicht nur die geistlichen, sondern auch die weltlichen Gaben Gottes sind dem Menschen gegeben worden, dass nicht nur er, sondern alle seine Mitmenschen sie haben sollen. Die Gemeinschaft der Heiligen soll sich nicht nur im Geistlichen, sondern auch im Weltlichen beweisen, so dass, wie Paulus sagt, nicht einer Überfluss und der andere Mangel habe, sondern dass Gleichheit herrsche. (2 Kor 8,7–15) ...

Die Schöpfung zeigt uns auch heute noch, dass Gott anfänglich dem Menschen nichts Eigenes, sondern nur Gemeinsames gegeben hat. (1 Mose 1,26–29) Aber weil er tat, was er hätte lassen sollen und lies, was er hätte tun sollen (1 Mose 3,2–12), hat der Mensch sich immer mehr angeeignet, woran er sich gewöhnt und worauf er sich versteift hat, dass er durch diese falsche Aneignung der Schöpfung so weit von Gott weggeführt wurde, dass er den Schöpfer gar vergessen hat. (Röm 1,18–25)

Quelle: Peter Riedemann: *Rechenschaft unserer Religion, Leer und Glaubens* Überarbeitet und modernisiert von Daniel Hug.



Gemeinschaft ist eine Gabe des Geistes

Aus Grundlagen unseres Glaubens und unserer Berufung, der zuerst 2012 gemeinsam beschlossenen Regel des Bruderhofs.

Gott möchte ein Volk auf Erden sammeln, dessen Mitglieder seiner neuen Schöpfung angehören. Er ruft sie heraus, damit sie eine neue Gesellschaft bilden, in der Gerechtigkeit und Friede real werden. Privatbesitz entfällt unter ihnen. Vereint in einem Bund der Solidarität und Gleichheit spricht ein jeder: „Was immer ich besitze, gehört den anderen, und sollte ich jemals in Not geraten, werden sie mir helfen.“ So werden Jesu Worte wahr: „Macht euch also keine Sorgen, und fragt nicht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen? Denn um all das geht es den Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr das alles braucht. Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazu gegeben.“ (Mt 6,31–33)

Ein solches Volk entstand beim ersten Pfingstfest in Jerusalem. Wie die Apostelgeschichte in Kapitel 2 und 4 überliefert, senkte sich der Heilige Geist auf die Gläubigen herab, welche sich nach Jesu Auferstehung versammelt hatten. So war die erste Kirche als eine Gemeinschaft geboren. Wie zu jener Zeit geschieht es auch heute: Wann immer der Geist auf eine Menschengruppe ausgegossen wird, werden sie erfüllt von der Liebe zu Christus und zueinander. Aufgrund ihrer Gemeinschaft in der Liebe werden sie ihre Güter, Talente und ihr Leben miteinander teilen und so mutig Zeugnis geben für das Evangelium. Dies ist unsere Berufung in Gemeinschaft.

Quelle: *Grundlagen unseres Glaubens und unserer Berufung* (Plough, 2015), S. 5–7.

morgen“ scheint ein törichter Rat zu sein – es sei denn, eine Person ist Teil einer Kirchengemeinde, die einspringt, wenn sie ihren Job verliert oder schwer erkrankt. Selbst Jesu Gebot der Gewaltfreiheit wird verständlicher (wenn auch nicht weniger kontraintuitiv), wenn man sein Privateigentum nicht mehr verteidigen muss, damit die eigene Familie überleben kann. Dies sind nur einige Beispiele für die Überzeugungskraft, die das Christentum gewinnen würde, wenn es sich weigern würde, Kompromisse mit dem Mammon einzugehen.

Christliche Führungspersönlichkeiten, einschließlich derer, die sich radikal geben, scheuen sich nicht vor Provokationen, wenn es um Moral, Politik oder Theologie geht – aber sie neigen dazu, etwas leiser zu werden, wenn es um den Preis der Nachfolge in harter Währung geht. Immer wieder trifft man auf die gleiche lapidare Behauptung, dass ein Leben mit gemeinschaftlichem Eigentum irrelevant, sektiererisch, buchstäblich, extremistisch und einfach nicht machbar ist.

Es ist wichtig hervorzuheben, dass das Neue Testament nicht von freiwilliger Armut und Gütergemeinschaft als starren ethischen Forderungen spricht, als wäre der Besitz von Eigentum an sich eine Sünde, wie Wollust oder Götzendienst. Dieses Missverständnis ergibt sich aus einem legalistischen Bedürfnis, Nachfolge auf eine Liste von Pflichten und Verboten zu reduzieren. Im Gegenteil: Die Gütergemeinschaft im Neuen Testament ist einfach der praktische Ausdruck der Liebe, wenn sie in den wirtschaftlichen Bereich übertragen wird. Das kann natürlich auf vielerlei Weise erfolgen. Hier sind einige Beweise aus erster Hand, dass ein Leben jenseits des Kapitalismus nicht so unerreichbar ist, wie es dargestellt wird:

In diesem Sommer feiert die Bruderhofgemeinschaft den Beginn des hundertsten Jahres eines Lebens in voller Gütergemeinschaft. Im Laufe ihrer Geschichte gab es in unserer Gemeinschaft alle Unvollkommenheiten und Torheiten, wie sie in jeder Gruppe von Menschen vorkommen. Aber durch die Gnade Gottes und Dank vieler Freunde Nah und Fern sind wir immer noch hier.

Der Bruderhof entstand in einem ungewöhnlich

fruchtbaren und spannenden Augenblick der Geschichte: Deutschland unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. 1920 zog der Theologe Eberhard Arnold mit seiner Familie von Berlin in ein kleines Dorf, um eine Lebensgemeinschaft zu gründen. Zunächst war dies ein Kreis junger Christen, die von der Mitwirkung der Kirche an dem Militarismus, der zum Ersten Weltkrieg geführt hatte, enttäuscht waren. Mit der Bergpredigt als Verfassung ließen sie sich von der frühen Kirche und den Täufern sowie von Franziskus und Klara von Assisi,

den frühen Quäkern und der religiös-sozialistischen Bewegung mit Christoph Friedrich Blumhardt und Karl Barth inspirieren. Die Idee einer ländlichen Siedlung kam von Gustav Landauer, einem jüdischen anarchistischen Visionär, der im Vorjahr von rechten Freikorps ermordet worden war (Seite 56). Landauer inspirierte auch die Kibbuz-Bewegung, die sich etwa zur gleichen Zeit bildete.

Auch ein Jahrhundert später ist unsere Gemeinschaft im Vergleich zu vielen Kirchen klein geblieben. Dennoch sind hier dreitausend Menschen vieler Nationalitäten zu Hause, die an über zwanzig Standorten auf fünf Kontinenten zusammenleben und alles miteinander teilen. In unserem Fall bedeutet Teilen ein Gelübde der Armut fürs ganze Leben: Wir alle besitzen buchstäblich nichts.

Wenn ich diese Details erwähne, geht es nicht um Selbstbeweihräucherung, sondern um eine empirische Tatsache: Es ist möglich, dass Menschen so leben: Es ist in unterschiedlichen Weltregionen mit großen kulturellen Unterschieden über fünf oder sechs Generationen möglich.

Und natürlich ist der Bruderhof nur ein jüngerer Beispiel in der langen Geschichte christlicher Gemeinschaften. „Seht, wie sie einander lieben“, sagten die Heiden über die frühe Kirche, so Tertullian im Jahr 197 n. Chr. Die Liebe, die die Heiden beeindruckte, war keine Frage von zärtlichen Gefühlen, sondern von konkreten Taten gegenseitiger Hilfe, wie der Historiker Alan Kreider in seinem Buch *The Patient Ferment of the Early Church* beschreibt. Mit

„Wir reden nicht von großen Dingen, wir leben sie.“

Minucius Felix

den Worten des christlichen Anwalts Minucius Felix aus dem dritten Jahrhundert: „Wir reden nicht von großen Dingen, wir leben sie.“ Die Christen bildeten eine alternative Gesellschaft, in der Gebildete und Analphabeten sowie Sklaven und Freiwillige sich gegenseitig als Brüder und Schwestern dienten, ohne etwas als ihr Eigen zu bezeichnen, wenn ein anderer es dringender brauchte. Um Wordsworths Ausdruck

zu verwenden: Sie waren „in der Liebe stark.“

Von der frühen Kirche bis zur Geburt des Mönchtums in der ägyptischen

Wüste umfasst diese Geschichte so unterschiedliche Gruppen wie die 1500 Jahre alten Benediktinerorden, Reformbewegungen wie die Franziskaner, die Waldenser des Mittelalters, die Beginen und Begarden, die mährischen Brüder, die *reducciones* der Jesuiten in Paraguay und Brasilien, die von T. S. Eliot verewigte Gemeinschaft in Little Gidding, die Jesus Family in China, die Catholic-Worker-Bewegung von Dorothy Day und Lateinamerikas *comunidades del base*. Heute gibt es zahlreiche Gemeinschaften über das gesamte konfessionelle Spektrum hinweg, von der katholischen Fokolar-Bewegung über die evangelikale Adsideo-Gemeinschaft in Oregon bis hin zur anglikanischen Jesus Abbey in Südkorea.

Die Geschichte sollte uns daran erinnern, was heute möglich sein kann. Während eine neue Generation kritische Fragen zu Gerechtigkeit, Solidarität und menschlichem Glück stellt, dürfen wir Christen nicht vergessen, dass wir die ganze Zeit über Zugang zu den Antworten hatten. Besonders wir sollten wissen: Ein anderes Leben ist möglich.

Wir brauchen kein seichtes Christentum, das sich sozial engagiert gibt, in Wirklichkeit aber allem hinterherläuft, was gerade als gut und fortschrittlich gilt. Wir können das Echte, das Original haben: die Lebensweise, die Jesus in der Bergpredigt gelehrt hat. Es liegt an uns, es einfach zu tun: „Glückselig ist’s in dieser Morgendämmerung zu leben.“ ➤



Grafik von Harro Preiss. Mit Genehmigung verwendet.

Harro Preiss,
Farmerjunge bei
Oberfellendorf

Vielen Dank für die wunderbare Ausgabe *Der gemeinsame Tisch* (Frühling 2019), die mir wie eine virtuelle Version von Babettes Fest vorkam! Womit ich mich etwas unwohl fühlte, war die scheinbar unhinterfragte Sichtweise auf Fleischkonsum. Ich bin weder Vegetarier noch Veganer, aber ich sehe immer mehr Beweise dafür, dass der Fleischkonsum, insbesondere der Konsum von Rindfleisch, eine Hauptursache für die derzeitige Emission von Treibhausgasen ist. Vielleicht wäre das Mahl vollständiger gewesen, wenn Sie einen Vegetarier oder Veganer an den gemeinsamen Tisch eingeladen hätten. Letztendlich sind alle Fragen, wie wir die Schöpfung am besten erhalten können, komplex, und ich begrüße die Bemühungen der Bauern und Viehzüchter, deren Geschichten ich in der Frühjahrsausgabe lesen konnte.

Steve Bisset, Naples, New York, USA

Ich wollte mich kurz für die Arbeit bedanken, die Sie mit *Plough Quarterly* leisten (die englische Ausgabe des *Pflug Magazins*, Anm. d. Red.). Ich erhalte seit einigen Ausgaben kostenlose Exemplare Ihres Magazins und es gehört mittlerweile zu meiner Lieblingslektüre. Tatsächlich möchte ich es heute Abend noch richtig abonnieren, um meine Anerkennung auszudrücken! Ihres ist eines der wenigen Magazine, wo ich jede Ausgabe mit Freude lese. Diese letzte Ausgabe war hervorragend. Gottes Segen für Ihre weiterhin gute Arbeit.

Jacob Walsh, Vizepräsident und Herausgeber,
Christianity Today

Zu Johannes Meiers Interview „Die große Dürre bezwingen“ (Frühjahr 2019): Dieser Artikel war mir sehr wichtig. Geschichtlich haben wir auf unseren Jurahochflächen durch den Abbau der Beweidung durch Schafe und Ziegen nun große Waldflächen und der Karstcharakter ist zurückgedrängt. Jetzt aber werden kleine Felder zusammengelegt, Heckenstreifen dazwischen abgeholzt und auch kleine Waldstreifen beseitigt. Man braucht wegen der großen Maschinen diese riesigen Flächen, überwiegend zum Maisanbau für die Energiegewinnung. Es wird in den nächsten Jahren genau das passieren, was eurem Artikel zugrunde liegt, leider. Als Erinnerungsbild habe ich den „Farmerjungen“ aus eurem Artikel in den Jura verlegt – in der Hoffnung, dass unsere Jugend mehr Einsicht hat und Zukunft schafft, nicht Ausverkauf. (Siehe links oben.)

Harro Preiss, Heiligenstadt

Wie immer habe ich auch *Der gemeinsame Tisch* (Ausgabe Frühjahr 2019) mit Interesse gelesen. Jetzt, wo ich das Magazin aus der Hand lege, habe ich aber das Gefühl, dass etwas fehlt. Es war nichts darin über die Wichtigkeit von gemeinsamen Familienmahlzeiten. Gemeinsam als Familie zu essen stärkt nicht nur die Bindung zwischen Eltern und Kindern, sondern schafft auch ein Ereignis, eine Versammlung, zu der andere eingeladen werden können. Bei Familienmahlzeiten kann Kindern beigebracht werden, an andere zu denken, sie willkommen zu heißen, sie zu bedienen und den Kontakt mit Freunden von außerhalb des Familienkreises zu genießen. Zu lernen, diejenigen willkommen zu heißen, die seltsam erscheinen oder mit denen zusammen zu sein nicht leicht ist, die einsam und ohne ihre eigenen Familien sind, oder Besucher, die unangemeldet auftauchen, sind wichtige Werte die Eltern ihren kleinen Kindern beibringen können.

Judith Shirky, Esopus, NY, USA

Wir freuen uns über Rückmeldungen von unseren Lesern. Wir behalten uns vor, Zusendungen sinngemäß zu kürzen oder zu editieren und sie in jedem Medium unserer Wahl zu veröffentlichen. E-Mails bitte mit Namen und Adresse an letters@plough.com schicken. ➤

Box Up Crime

Stephen Addison wuchs in einem sozialen Brennpunkt im Osten Londons auf und hatte den Eindruck, dass er keine andere Wahl hatte, als kriminell zu werden. Wie bei vielen Jugendlichen war die Anziehungskraft seiner Altersgruppe stärker als der Rat der Eltern und so machte er schon früh bei kriminellen Unternehmungen mit. Als Stephen zwanzig Jahre alt war, wurde er Christ, und sein Leben änderte sich. Er ging zur Universität und studierte Betriebswirtschaftslehre, machte sich aber weiterhin Gedanken darüber, dass viele junge Menschen, die in seiner Gegend aufwuchsen, fast unvermeidlich in den Sog von Banden und Verbrechen gerieten. Stephen gründete die Jugendorganisation Box Up Crime, um einen Ausweg zu bieten. Die in London ansässige Organisation besucht Schulen und Gemeindezentren, um jungen Menschen Boxtraining und Mentoring anzubieten. Mittlerweile arbeitet sie jede Woche mit bis zu sechshundert Jugendlichen und ist weiterhin am Expandieren. In den Gegenden, in denen sie arbeiten, ist die Kriminalität um 25 Prozent zurückgegangen, und vor allem geben sie jungen Menschen die Hoffnung und Ermutigung, die sie dringend brauchen. Stephens Botschaft an junge Menschen lautet: „Ihr müsst positive Alternativen finden.“ Box Up Crime ist so eine Alternative. boxupcrime.org

Sojamilch gegen Bürgerkrieg

Joy Kauffman

Joseph Malish, einer von einer Million Flüchtlingen aus dem Südsudan, die in Uganda leben, hat eine Mission, Flüchtlingen beizubringen, wie man aus Sojabohnen Milch herstellt. Es ist seine Antwort auf die Gewalt unter den Stämmen des Landes, die oft durch Streitigkeiten über den Zugang zu Weideland



und Wasser für ihre Milchkühe ausgelöst wird. Malish glaubt, dass Sojamilch helfen könnte, die Konflikte zu beenden, die Tausende von Todesopfern gefordert und Millionen aus ihren Häusern vertrieben haben. Er ist Trainer in der Organisation FARM STEW, die gegründet wurde, um gefährdeten Familien Fähigkeiten zur Vorbeugung von Hunger, Krankheit und Armut zu vermitteln. FARM STEW ist ein Akronym, zusammengesetzt aus den englischen Begriffen für acht Zutaten, die für ein reichhaltiges Leben erforderlich sind: Landwirtschaft, innere Einstellung, Erholung, Mahlzeiten, Hygiene, Mäßigung, Unternehmertum und Wasser. In den FARM STEW Trainings kommen verschiedene Stämme zusammen, darunter Nuer und Dinka, zwei Stämme, die sowohl Rinder als auch Milch hochschätzen, und so zu bitteren Feinden geworden sind. Vor Kurzem bat Malish bei einem Training einen Nuer, für einen Dinka zu übersetzen. Am Ende des Trainings saßen alle zusammen und hatten eine gemeinsame Mahlzeit, zu der sie Sojamilch tranken. Viele Teilnehmer sagten, dass sie wiederkommen und mehr lernen wollten. Malish glaubt, dass die Fähigkeit der Flüchtlinge, ihre eigene Milch herzustellen, ein Schlüssel zur Heilung seiner Nation sein könnte. Mehr Informationen auf farmstew.org. ➔

Box Up Crime
Gründer
Stephen
Addison
mit einem
Schüler

Joseph
Malish erklärt
Flüchtlingen
während eines
Trainings die
Lebensmittel-
pyramide von
FARM STEW.

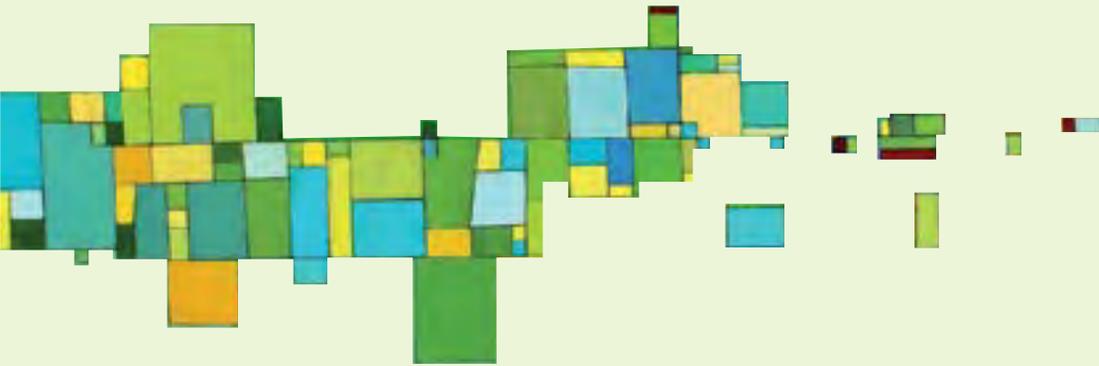
Joy Kauffman ist Ernährungsberaterin mit einem Abschluss als Master of Public Health. Sie hat beim Farmer-to-Farmer Projekt von USAID gearbeitet und ist Gründerin und Präsidentin von FARM STEW.
farmstew.org





Was liegt jenseits des Kapitalismus?

Eine christliche Untersuchung



— **DAVID BENTLEY HART** —

Der Kapitalismus lässt sich nicht mit den Lehren Jesu von Nazareth vereinbaren – so behauptet der Übersetzer des Neuen Testaments David Bentley Hart. Christus verurteilte nicht nur die Gier nach Reichtümern, sondern deren Besitz selbst; und die ersten Nachfolger Jesu waren freiwillige Kommunisten. Unsere Welt wird von technologisierten Marktkräften beherrscht. Ist ein wirklich christliches Wirtschaften da noch möglich? Was, wenn überhaupt etwas, liegt jenseits des Kapitalismus?

I : Was ist Kapitalismus?

Der Handel ist dem Wesen nach *satanisch*. Beim Handel geht es um die Rückzahlung von Darlehen, die unter einer bestimmten Voraussetzung gegeben wurden: Gib mir mehr zurück, als ich dir gebe.

—Baudelaire, *Mon cœur mis à nu*

Ich habe keine ganz befriedigende Antwort auf die Fragen, die diese Überlegungen auslösen. Doch ich bin überzeugt, dass der richtige *Ansatz* zu einer Lösung recht deutlich erkennbar wird, wenn wir uns zuerst etwas Zeit für die Definition unserer Begriffe nehmen. Schließlich ist das Wort *Kapitalismus* heutzutage, vor allem in den USA, zu einem lächerlich pauschalen Wortgebilde geworden, das jede erdenkliche Form der Wirtschaftsbeziehung bedeuten kann, egal wie primitiv oder rudimentär sie auch sein mag. Ich gehe jedoch davon aus, dass wir es hier etwas präziser verwenden, um eine Epoche in der Geschichte der Marktwirtschaft zu kennzeichnen, die erst vor wenigen Jahrhunderten ernsthaft begonnen hat. *Der Kapitalismus* besteht nach der Definition vieler Historiker aus einer Reihe von finanziellen Vereinbarungen, die im Zeitalter der Industrialisierung entstanden sind und den Merkantilismus der Vorgängerzeit allmählich verdrängten. Nach der Definition von Proudhon im Jahre 1861 ist es ein System, in dem in der Regel diejenigen, deren Arbeit Gewinne erzielt, weder die Produktionsmittel besitzen noch die Früchte ihrer Arbeit genießen.

Diese Form des Handels zerstörte weitgehend die

Vertragsmacht der unabhängigen Facharbeiter, ließ die Handwerkszünfte aussterben und führte stattdessen die Massenlohnarbeit ein, die Arbeit auf eine Handelsware reduzierte. Auf diese Weise wurde ein Markt für die Ausbeutung billiger und verzweifelter Arbeiter geschaffen. Zunehmend wurde diese Form des Handels auch durch die Gesetzgebung gefördert. Sie schränkte die Möglichkeiten der Benachteiligten darauf ein, zwischen Lohnsklaverei oder völliger Bedürftigkeit zu wählen. (Man denke z. B. an die englische Enclosure-Bewegung, die ab Mitte des 18. Jahrhunderts auf eine Auflösung der Allmendrechte hinwirkte.) Durch all dies verschob sich darüber hinaus zwangsläufig die wirtschaftliche Bedeutung des Kaufmannsstands: Die Bedeutung der Lieferanten von Waren, die bei unabhängigen Handwerkern, landwirtschaftlichen Gütern oder kleinen lokalen Märkten in Auftrag gegeben und produziert wurden, ging auf kapitalistische Investoren über, die ihre Waren sowohl produzierten als auch verkauften. Dies wiederum entwickelte sich in der Folgezeit zu einem vollständig entwickelten Unternehmenssystem, das die Aktiengesellschaften des frühneuzeitlichen Handels in Motoren verwandelte, die auf der sekundären Ebene der Finanzspekulation enorme Kapitalmengen erzeugten: ein reiner Finanzmarkt entsteht, auf dem Vermögen für die geschaffen und von denen genutzt wird, die „nicht arbeiten, auch nicht spinnen“, sondern stattdessen einen unaufhörlichen Kreislauf von Investitionen und Verkäufen als eine Art Glücksspiel betreiben.

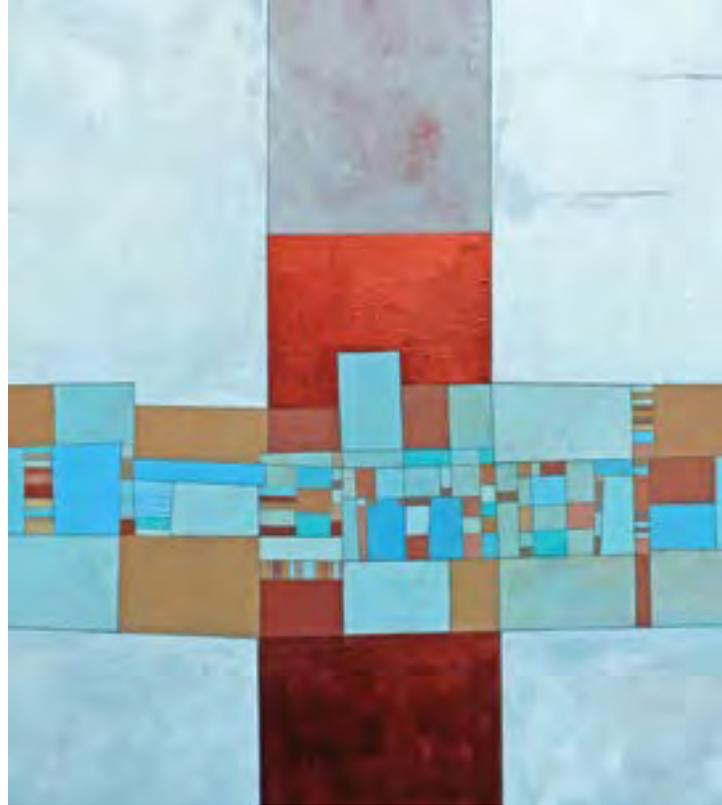
Aus diesem Grund könnte man sagen, dass der Kapitalismus seinen vollkommensten Ausdruck im Aufstieg von Unternehmensformen mit

David Bentley Hart ist Philosoph, Schriftsteller, Übersetzer und Kommentator. Zu seinen neusten Büchern gehören: The New Testament: A Translation und das demnächst erscheinende Werk That All Shall Be Saved: Heaven, Hell, and Universal Salvation (Yale University, 2019).

beschränkter Haftung gefunden hat. Dies sind Institutionen, die es ermöglichen, das Spiel in Abstraktion zu spielen, egal ob die Unternehmen, in die investiert wurde, letztlich erfolgreich sind oder scheitern. (Man kann von der Zerstörung von Lebensgrundlagen genauso viel profitieren wie von ihrer Erschaffung.) Ein solches Unternehmen ist etwas wirklich Heimtückisches: *Vor dem Gesetz* genießt es den Status einer juristischen Person – ein rechtliches Privileg, das früher nur Körperschaften gewährt wurde, die als gemeinnützig anerkannt waren, wie Universitäten oder Klöster –, *nach dem Gesetz* aber ist es verpflichtet, sich wie eine äußerst widerwärtige Person zu verhalten. Fast überall in der kapitalistischen Welt (in den USA zum Beispiel seit dem Urteil von 1919 im Fall *Dodge gegen Ford*) ist ein Unternehmen dieser Art verpflichtet, als Ziel nichts anderes als den maximalen Gewinn für seine Aktionäre zu verfolgen. Jede andere Überlegung, etwa was einen anständigen oder unanständigen Gewinn ausmacht, das Wohlergehen der Arbeiter, wohlthätige Zwecke, für die man Gewinne abzweigen könnte, oder was auch immer der Gewinnmaximierung im Wege stehen könnte – ist verboten.

Das Unternehmen ist damit sozusagen moralisch zur Morallosigkeit verpflichtet. Und dieses ganze System toleriert nicht nur, sondern erfordert enorme Konzentrationen von Privatkapital und die Freiheit, darüber nach Gutdünken und von Vorschriften möglichst ungehindert zu verfügen. Es ermöglicht auch die Ausbeutung materieller und menschlicher Ressourcen in einem noch nie dagewesenen Maße. Unweigerlich mündet es in eine Kultur des Konsumerismus, weil es einen gesellschaftlichen Konsumstil fördern muss, der über den bloßen natürlichen Bedarf und wohl auch über die natürlichen Wünsche hinausgeht. Es reicht nicht aus, natürliche Wünsche zu befriedigen; eine kapitalistische Kultur muss unaufhörlich versuchen, neue Wünsche zu erzeugen, indem sie an das appelliert, was im ersten Johannesbrief „der Augen Lust“ genannt wird.

Man kommt nicht umhin, zuzugeben, dass der Kapitalismus „funktioniert“. Das heißt, er produziert enormen Reichtum und ist selbst bei den abruptesten Veränderungen kultureller und



SAGT MIR, sucht ihr wirklich Reichtum und finanziellen Gewinn bei den Mittellosen? Wenn dieser Mensch die Mittel hätte, dich noch reicher zu machen, warum ist er dann gekommen und hat vor deiner Tür gebettelt? Er kam auf der Suche nach einem Verbündeten, fand aber einen Feind. Er war auf der Suche nach Medizin und bekam Gift. Obwohl du eine Verpflichtung hast, die Armut von Menschen wie diesem zu lindern, verschlimmerst du noch seine Not, indem du danach trachtest, in der Wüste zu ernten.

Basilus von Caesarea, „Gegen die Zinsverleiher“

materieller Umstände bemerkenswert anpassungsfähig. Wenn er gelegentlich ins Stocken gerät, entwickelt er neue Mechanismen, um die Wiederholung desselben Fehlers zu vermeiden. Er führt natürlich nicht zu einer gerechten Verteilung des Reichtums, das kann er auch nicht. Eine kapitalistische Gesellschaft toleriert nicht nur, sondern erfordert die Existenz eines Proletariats, nicht nur als Arbeitskräftereserve, sondern auch, weil der Kapitalismus auf eine stabile Kreditwirtschaft angewiesen ist. Eine Kreditwirtschaft erfordert wiederum ein bestimmtes Maß an Dauerschuldnern,

Deborah Batt, *Urban Village*

Vorherige Doppelseite: Deborah Batt, *Rural Decay*



Deborah Batt, deren Armut – durch aggressive Finanzierungs- und Zinspraktiken – von ihren Gläubigern in Kapital umgewandelt werden kann. Die ewige Überschuldung der arbeitenden Armen und der unteren Mittelklasse ist eine unerschöpfliche Ertragsquelle für die Institutionen, von denen die Investoren abhängen.

Man mag auch zugestehen, dass ab und zu die immensen Gewinne, die von den Wenigen kassiert werden, sich zum Wohle der Vielen auswirken können, aber das ist nicht die Regel, und im Allgemeinen ist genau das Gegenteil der Fall. Der Kapitalismus kann, je nach den Erfordernissen der Sachlage, erschaffen und bereichern oder zerstören und verarmen; er kann, je nach Notwendigkeit, Freiheit und Gerechtigkeit fördern oder Tyrannei und Ungerechtigkeit. Er hat keinerlei natürliche Bindung an die Institutionen der demokratischen oder liberalen Freiheit. Er besitzt überhaupt kein moralisches Wesen. Der Kapitalismus ist ein System, das nicht missbraucht, sondern nur mit mehr oder weniger Effizienz praktiziert werden kann. Aber aus einer

vernünftigen moralischen Perspektive betrachtet ist das, was jenseits der Unterscheidung von Gut und Böse liegt, seinem Wesen nach natürlich böse.

Aus all diesen Gründen erscheint es mir weise, dass wir uns entschieden haben, nicht zu fragen, was *nach* dem Kapitalismus kommt, sondern was *jenseits* liegt. Soweit ich sehen kann, ist das, was *nach* dem Kapitalismus kommt, d.h. was auf ihn im natürlichen Lauf der Dinge folgt, schlichtweg nichts. Nicht etwa, weil ich glaube, dass der Triumph des bürgerlichen, von Privatunternehmen geprägten marktwirtschaftlichen Staates das „Ende der Geschichte“ darstellt, das endgültige rationale Ergebnis einer unerbittlichen materialistischen Dialektik. Noch viel weniger kann ich mir vorstellen, dass die Logik des Kapitalismus ihre Überlegenheit bewiesen hat und seine Herrschaft dazu bestimmt ist, ewig zu bestehen. Ich vermute sogar, dass er auf lange Sicht hin als System nicht aufrechtzuerhalten ist.

Meine Überzeugung gründet sich vielmehr darauf, dass zwischen unendlichem Appetit und endlichen Ressourcen ein Missverhältnis besteht. Der Kapitalismus ist von Natur aus eine monströs metastasierte Psychose, die letztendlich, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, die gesamte natürliche Ordnung in eine entweihte, verheerte, vergiftete, geschändete Wüste verwandeln wird. Bereits jetzt ist der ganze Planet in eine Atmosphäre aus Mikroplastikteilchen getaucht und in einem sich verdichtenden Mantel aus CO₂-Emissionen gehüllt, umspült von Schwermetall- und Giftstofffluten. Und ich erwarte nicht, dass ein Impuls in die Gegenrichtung – sagen wir, der Überlebensinstinkt, ein vernünftiger ethischer Konsequentialismus, die Sorge um die Natur oder eine spontane Ehrfurcht vor der Herrlichkeit der Schöpfung – seinen Vormarsch auf diesen unvermeidlichen Endpunkt hin erheblich aufhalten wird.

Im Wesentlichen ist der Kapitalismus ein Prozess, der vergängliche materielle Vorteile durch die dauerhafte Zerstörung der eigenen materiellen Grundlage verschafft. Er ist ein System des totalen Konsums, nicht nur im kommerziellen Sinne, sondern auch in dem Sinne, dass seine notwendige Logik reinster Nihilismus ist, ein Bekenntnis zur Umwandlung von konkreter materieller Fülle zu

einem abstrakten absoluten Wert. Ich erwarte daher, dass der Kapitalismus – sollte nicht unerwartet ein Gegenspieler aus dem Nichts auftauchen – seine ihm inhärenten Energien nicht aufbrauchen wird, bis er die Welt selbst aufgebraucht hat. Dies wäre dann sogar sein endgültiger Triumph: die vollständige Überführung der letzten hartnäckigen Rückstände des lediglich intrinsisch Guten in die ungreifbare pythagoreische Ewigkeit des Marktwertes. Eine Kraft jedoch, die fähig wäre, diesen Prozess zu durchbrechen, müsste jenseits davon kommen.

II : Jenseits des Kapitalismus

Bekanntlich war es den Juden untersagt, der Zukunft nachzuforschen ... Den Juden wurde die Zukunft aber darum doch nicht zu homogenen und leeren Zeit. Denn in ihr war jede Sekunde die kleine Pforte, durch die der Messias treten konnte.

– Walter Benjamin, „Über den Begriff der Geschichte“

Der endgültige Horizont dieses „Jenseits“ ist, offen gesagt, leicht vorstellbar. Er ist mehr oder weniger dasselbe, wonach jeder vernunftbegabte Wille strebt, fast wie eine transzendente Sehnsucht: Der Sabbat der Geschichte, glückselige Anarchie, reiner Kommunismus, eine menschliche und irdische Realität, in der die Habgier keinen Anhaltspunkt mehr findet, weil nichts zurückgehalten wird, und nichts Schönes oder Nützlichtes unerreichbar ist, und in einer Gemeinschaft der vernünftigen Liebe alle Dinge mit allen geteilt werden. Sogar der schwärmerische neoliberale Naivling, der an die angebotsorientierte Ökonomie glaubt, ist, ohne es zu wissen, in seinen tiefsten transzendenten Absichten ein kommunistischer Anarchist. Irgendwo tief in ihm schläft und träumt ein kleiner Peter Kropotkin von einer von Gier und Gewalt gesäuberten Welt. Jeder sehnt sich nach dem irdischen Paradies, nach Eden als dem Ende und nicht dem unwiederbringlich vergangenen Anfang der Geschichte.

Aber Eden ist nicht das dialektische Thema der

Geschichte, die endgültige Frucht einer verborgenen Vernunft, die inmitten der scheinbaren Widersprüche der Endlichkeit und durch sie hindurch heranreift. Eden liegt in jeder Hinsicht *jenseits* davon. Es existiert zeitlich nur als eschatologisches Urteil über die Gegenwart, einer ständigen Vorgeschichte der guten Schöpfungsordnung, die wir schon immer verraten haben. Wir sind uns Edens in erster Linie als einer Art Verdammungsurteils bewusst und erst danach als einer Hoffnung, die uns aufrecht erhält. Doch wie man dieses Urteil in eine geschichtsimmanente Instanz umsetzen kann, die genügend Macht hat, um die Herrschaft des Kapitals zu durchbrechen, ehe nichts mehr zu retten ist, ist die große Frage, um die sich alles wirklich gehaltvolle politische Denken der modernen Welt dreht.

Es ist außerdem eine Frage, der Christen nicht ausweichen können. Zugegebenermaßen gibt einem die soziale und institutionelle Geschichte der Kirche wenig Hoffnung, dass sich sehr viele Christen dieser Frage je stark bewusst waren. Aber ob sie die vollen Konsequenzen ihres Glaubens anerkennen wollen oder nicht – Christen müssen bezeugen, dass dieses eschatologische Urteil tatsächlich bereits in der Geschichte erschienen ist, und zwar in einer konkreten materiellen, sozialen und politischen Form. In vielerlei Hinsicht ist das Johannesevangelium im Hinblick auf die schier unausweichliche Unmittelbarkeit des Urteils Gottes über jede weltliche Struktur der Sünde besonders beunruhigend. Dort nimmt die Eschatologie eine fast vollständig immanente Form an. Dort durchläuft Christus die Geschichte als ein Licht, in dem alle Dinge so offenbar werden, wie sie sind, und es ist unsere Reaktion auf ihn – unsere Fähigkeit oder Unfähigkeit, dieses Licht zu erkennen – die uns vor uns selbst offenbar macht. Ihn gesehen zu haben, bedeutet, den Vater gesehen zu haben, und ihn abzulehnen bedeutet somit, stattdessen den Teufel zum Vater zu erklären. Unsere Herzen werden offengelegt, die tiefsten Entscheidungen unseres innersten Wesens werden ans Licht gebracht, und wir werden als das offenbar, was wir sind – und was wir selbst aus uns gemacht haben.

Aber es ist nicht nur das Johannesevangelium, das uns dies deutlich macht. Die große

eschatologische Allegorie von Matthäus 25 besagt dasselbe. Im Johannesevangelium bedeutet das Versäumnis, Christus nicht als das wahre Angesicht des Vaters zu erkennen, als den, der von oben kommt, unser Verdammungsurteil hier und jetzt. In Matthäus wird durch das Versäumnis, das Antlitz Christi – und damit das Antlitz Gottes – in den Erniedrigten und Unterdrückten, den Leidenden und Entrechteten zu erkennen, offenbar, wer die Hölle als seine Heimstatt wählt. Alle unsere Werke werden, wie Paulus sagt, durchs Feuer geläutert werden; und solche, deren Werke der Prüfung nicht standhalten, können nur „wie durchs Feuer“ gerettet werden. Auch lässt das Neue Testament keinen Zweifel daran, welches die *einzigsten* politischen und sozialen Praktiken sind, die diesem Gericht standhalten können, ohne zu Asche zu verbrennen.

Was auch immer der Kapitalismus sonst sein mag: Er ist in erster Linie ein System, um so viel *privates* Vermögen wie möglich zu produzieren, indem es das *gemeinsame* Erbe der Menschheit an Schöpfungsgütern so weit wie möglich aufzehrt. Aber Christus verurteilte nicht nur eine ungesunde Fixierung auf Reichtum, sondern auch dessen Erwerb und Besitz an sich. Das offensichtlichste Beispiel dafür, das in allen drei synoptischen Evangelien zu finden ist, ist die Geschichte des reichen jungen Mannes und die Bemerkung Christi über das Kamel und das Nadelöhr.

Doch überall in den Evangelien kann man das bestätigt finden. Christus meint eindeutig, was er sagt, wenn er den Propheten zitiert: Er wurde vom Geist Gottes gesalbt, um *den Armen* die frohe Botschaft zu predigen (Lk 4,18). Für die Wohlhabenden ist die Botschaft, die er bringt, ausgesprochen düster: „Weh euch Reichen! Denn ihr habt euren Trost schon gehabt. Weh euch, die ihr jetzt satt seid! Denn ihr werdet hungern. Weh euch, die ihr jetzt lacht! Denn ihr werdet weinen und klagen.“ (Lk 6,24–25) Wie Abraham zum reichen Mann im Hades sprach: „Gedenke, Sohn, dass du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben ... nun wirst du hier gepeinigt“ (Lk 16,25). Christus verlangt nicht nur, dass wir allen, die uns darum bitten (Mt 5,42), freimütig und üppig geben, sodass die eine Hand die Großzügigkeit der anderen nicht kennt (Mt 6,3); er *verbietet*

ausdrücklich, irdischen Reichtum zu horten – nicht nur, ihn im Übermaß zu horten – und erlaubt stattdessen nur das Sammeln von Reichtum im Himmel (Mt 6,19–20). Er gebietet *allen*, die ihm folgen wollen, all ihren Besitz zu verkaufen und den Erlös als Almosen zu verschenken (Lk 12,33) und erklärt ausdrücklich: „Jeder unter euch: Wer sich nicht lossagt von allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein“ (Lk 14,33). Wie Maria verkündet, gehört zur Verheißung des Evangeliums, dass der Herr die Hungrigen mit Gütern füllt und die Reichen leer ausgehen lässt (Lk 1,53). Und Jakobus drückt es natürlich am drastischsten aus:

Wohlan nun, ihr Reichen: Weint und heult über das Elend, das über euch kommen wird! Euer Reichtum ist verfault, eure Kleider sind von Moten zerfressen. Euer Gold und Silber ist verrostet, und ihr Rost wird gegen euch Zeugnis geben und wird euer Fleisch fressen wie Feuer. Ihr habt euch Schätze gesammelt in diesen letzten Tagen! Siehe, der Lohn der Arbeiter, die euer Land abgeerntet haben, den ihr ihnen vorenthalten habt, der schreit, und das Rufen der Schnitter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth. Ihr habt geschlemmt auf Erden und geprasst und eure Herzen gemästet am Schlachttag. (Jak 5,1–6)

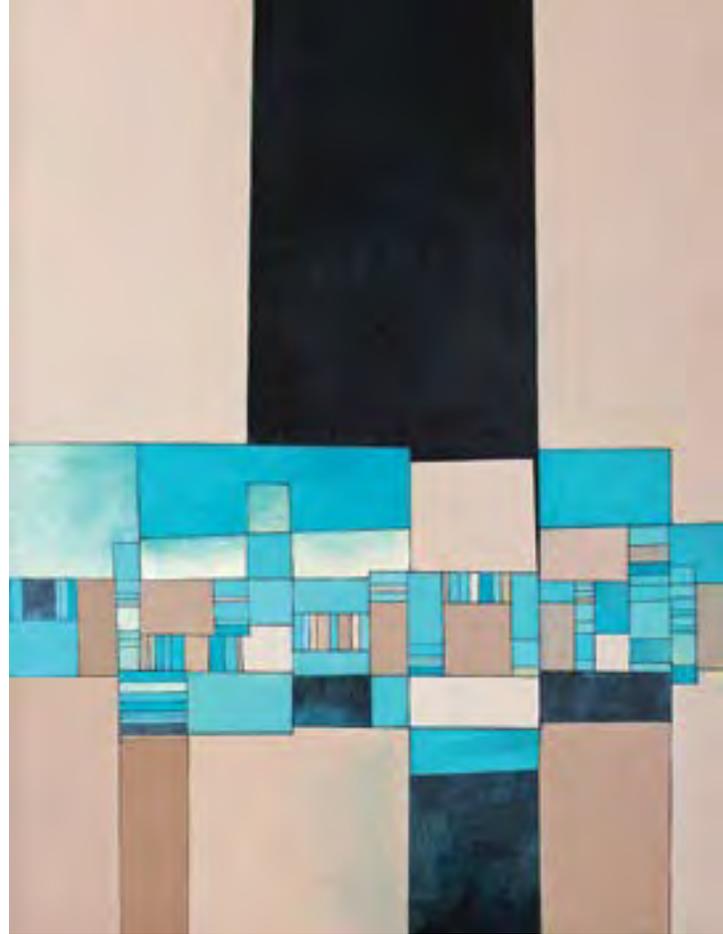
Vereinfacht gesagt waren die ersten Christen Kommunisten (das berichtet die Apostelgeschichte von der Gemeinde in Jerusalem und die Briefe des Paulus zeigen es hier und da) – nicht durch einen historischen Zufall, sondern durch ein Gebot des Glaubens. Als ich meine eigene jüngste Übersetzung des Neuen Testaments vorbereitete, fiel es mir oft schwer, das Wort *koinonia* (und verwandte Begriffe) nicht mit etwas Ähnlichem wie *Kommunismus* wiederzugeben. Was mich daran gehindert hat, waren nicht Zweifel an der Angemessenheit dieses Wortes, sondern zum Teil, weil ich die Lebensweise der frühen Christen nicht unbeabsichtigt mit den zentralstaatlichen „Kommunismen“ des zwanzigsten Jahrhunderts in Verbindung bringen wollte; zum Teil aber auch, weil das Wort nicht ausreicht, um alle moralischen, geistlichen und materiellen Dimensionen des griechischen Begriffs zu erfassen, wie ihn die Christen des ersten Jahrhunderts

offenbar verwendeten. Es lässt sich schlichtweg nicht bezweifeln, dass es für das Evangelium, das sie verkündeten, absolut zentral war, darauf zu beharren: Privates Vermögen und sogar privates Eigentum sind einem Leben im Leib Christi fremd.

Bis weit in das patristische Zeitalter hinein waren sich die bedeutendsten Theologen der Kirche dessen noch bewusst. Und natürlich hat sich im Laufe der christlichen Geschichte die ursprüngliche Provokation der frühen Kirche in isolierten Ordensgemeinschaften fortgesetzt und flammte gelegentlich in örtlichen „puristischen“ Bewegungen neu auf: geistliche Franziskaner, russisch-orthodoxe „Uneigennützig“, die Catholic-Worker-Bewegung, der Bruderhof und so weiter.

Kleine Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die christlichen Kollektivismus in irgendeiner Form praktizieren, sind natürlich ein sehr guter Ansatz. Sie sind derzeit vielleicht der einzige Weg, auf dem eine echte gemeinschaftliche Praxis der *koinonia* der frühen Kirche überhaupt durchführbar ist. Aber sie können auch eine ungeheure Ablenkung darstellen, vor allem, wenn ihre Isolation und gleichzeitige Abhängigkeit von der größeren politischen Ordnung fälschlich für eine ausreichende Verwirklichung des idealen christlichen Gemeinwesens gehalten wird. Dann wird jegliche prophetische Gesellschaftskritik, die sie einzubringen haben, in den Köpfen der meisten Gläubigen als lediglich eine besondere Berufung interpretiert. Sie mag dann als beispielhaft und sogar wertvoll gelten, vielleicht sogar als heiligende priesterliche Gegenwart innerhalb der größeren Kirche, aber genau deshalb nur für wenige Auserwählte möglich – nicht als ein Vorbild für die politische Praxis.

Darin liegt die größte Gefahr, denn die volle *koinonia* des Leibes Christi ist keine Option, die man anderen, ebenso plausiblen Alternativen gleichsetzen könnte. Sie ist kein privates Ethos und keine Wahlverwandtschaft. Sie ruft nicht zum Rückzug, sondern zur Revolution auf. Sie tritt in die Geschichte wirklich als ein *letztes* Gericht ein, das dennoch bereits vollzogen wurde; sie ist untrennbar mit dem außerordentlichen Anspruch verbunden, dass Jesus Herr über alle Dinge ist und in der Lebensweise, die er seinen Nachfolgern als



IHR REICHEN, wie weit wollt ihr den Wahnsinn eures Reichtums treiben? Lebt ihr etwa allein auf Erden? ... Die Erde war anfänglich allen gemeinsam, sie war für Arme und Reiche gleichermaßen gedacht. Welches Recht habt ihr, ein Monopol auf den Boden zu erheben? Die Natur weiß nichts von Reichen; alle sind arm, die aus ihr hervorgehen. Kleidung und Gold und Silber, Nahrung und Trinken und Bekleidung – wir alle werden ohne sie geboren; nackt empfängt die Erde ihre Kinder im Grab, und niemand kann dort sein Ackerland umfrieden.

Ambrosius von Mailand, „Über Naboth“

Erbe hinterließ, das Licht des Königreichs wahrhaftig in diese Welt eingedrungen ist, nicht als etwas im Laufe einer langen historischen Entwicklung Entstandenes, sondern als Invasion. Das Urteil ist bereits gefällt. Das letzte Wort wurde bereits gesprochen. In Christus ist das Gericht gekommen. Christen sind also diejenigen, denen es nicht mehr

Deborah Batt,
Dwelling 10



WIRD NICHT DIE PERSON, die einem anderen Menschen die Kleidung nimmt, ein Dieb genannt? Und sollte man dann nicht diejenigen genauso nennen, die einen Nackten nicht bekleiden, obwohl es in ihrer Macht steht? Dem Hungrigen gehört das Brot, das du zurückhältst, dem Nackten das Kleidungsstück, das du im Schrank verwahrst, dem Barfüßigen der Schuh, der bei dir verfault, dem Bedürftigen das Silber, das du vergraben hast. Du tust also vielen unrecht, denen du hättest helfen können.

Basilius von Caesarea, „Ich werde meine Scheunen niederreißen“

Deborah
Batt, *Further
Development*

erlaubt ist, sich eine andere soziale, politische oder wirtschaftliche Ordnung vorzustellen oder zu wünschen als die *koinonia* der frühen Kirche, keine andere gemeinschaftliche Moral als die Anarchie christlicher Liebe.

Natürlich muss die politische Tragweite dieser Wahrheit – zumindest was das Handeln in der Gegenwart betrifft – weiterhin durchdacht werden. Wie ich zu Beginn sagte, habe ich keine Antwort parat. Aber, wie ich ebenfalls bereits sagte, wir können zumindest unsere Begriffe definieren. Und wir können auf jeden Fall erkennen, welche politischen und sozialen Realitäten für jedes christliche Gewissen verabscheuenswert sein müssen: Ein kulturelles Ethos, das ein Leben unaufhörlichen

Erwerbs nicht nur erlaubt, sondern es als eine Art moralisches Gut fördert; ein Rechtssystem, das dem unternehmerischen Imperativ der Profitmaximierung unterworfen ist, unabhängig davon, welche Methoden verwendet und welche Folgen verursacht werden; eine Politik der Grausamkeit, Spaltung, nationaler Identität und alle der anderen unzähligen Möglichkeiten, mit denen wir es schaffen, den Bereich dessen, was rechtmäßig „uns“ und nicht „ihnen“ gehört, abzugrenzen.

Vor allem müssen wir mit allen friedfertigen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, eine Vision des Gemeinwohls verfolgen, die davon ausgeht, dass die Grundlage von Recht und Gerechtigkeit nicht das unverletzliche Recht auf Privateigentum ist, sondern die ursprünglichere Wahrheit, die Männer wie Basilius der Große, Gregor von Nyssa, Ambrosius von Mailand und Johannes Chrysostom lehrten: Dass die Güter der Schöpfung allen gleichermaßen gehören und immenser privater Reichtum Diebstahl ist – Brot, gestohlen von den Hungrigen, Kleidung, gestohlen von den Nackten, Geld, gestohlen von den Mittellosen.

Aber wie man zu dieser Stunde eine wirklich christliche Politik verfolgen kann – vorausgesetzt zumindest, dass wir tatsächlich die Hoffnung hegen, die Gesellschaft zu verändern –, ist eine noch schwierigere Frage, die wir uns vielleicht nur dann stellen können, wenn wir zuerst wahrhaftig gelernt haben, uns von den materialistischen Grundannahmen zu befreien, an denen festzuhalten der Kapitalismus uns viele Generationen lang gelehrt hat.

Dennoch, im Lichte des Gerichts, das in Christus in die menschliche Zeit trat, darf ein Christ sich letztlich nach keiner anderen Gesellschaft sehnen, als nach einer, die wahrhaft kommunistisch und anarchistisch ist – in der ganz besonderen Weise, in der die frühe Kirche beides zugleich war. Selbst jetzt, in der Zeit unseres Wartens, hat, wer sich eine solche Gesellschaft nicht wahrhaftig vorstellt und herbeiwünscht, nicht die Gesinnung Christi. ➔

Aus dem Englischen übersetzt von Birgit Curlin.



Der Übergangsgott

Es geht nicht um Religion oder Säkularismus.
Es geht darum, ob der Mammon oder die Menschlichkeit siegt.

EBERHARD ARNOLD

Während der heftigen Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalisten, die in der Frühzeit der Weimarer Republik tobten, sprach der Gründer des Pflugs, Eberhard Arnold, im Oktober 1924 zu den Arbeitern einer sächsischen Kleinstadt. Dieser Artikel beruht auf der damals gehaltenen Rede.

DER PERSISCHE PROPHET Zarathustra sah, dass zwei entgegengesetzte Mächte in dieser Welt wirksam sind. Aber diese beiden Gewalten sind bei ihm nicht etwa wie im modernen Dualismus als Diesseits und Jenseits, als Geist und Stoff unvereinbar voneinander geschieden, sondern vielmehr wie Gut und Böse, wie Leben und Tod, Licht und Finsternis, als der Gegensatz des Dunklen und des Hellen, als der Unterschied von Tag und Nacht in der gegeneinander gesetzten Spannung zweier Pole gesehen, die sich gegenseitig herausfordern.

Es gibt viele Menschen, die der Meinung sind, auf der einen Seite stünden in diesem Kampf die religiösen Menschen, die Idealisten und die Frommen, und auf der anderen Seite wären die materialistischen, die auf das Äußere gerichteten Menschen zu finden. Und diese vorläufige Einteilung hat sicherlich einen gewissen menschlich-psychologischen Sinn; aber sie geht der Sache nicht auf den Grund.

Der große Kampf, um den es sich handelt, ist vielmehr ein Kampf, der sich in dem Herzen eines jeden materialistischen und eines jeden religiösen, idealistischen oder gläubigen Menschen abspielt. Es ist ein Kampf, der sich in der Menschheit und im Menschen selbst abspielt, ohne dass wir sagen könnten, auf der einen Seite seien die Guten und auf der anderen Seite die Schlechten zu finden. Und es ist nicht wahr, dass das religiöse Leben gut und das materialistische Leben schlecht ist, sondern man muss nachspüren und erkennen, wo das materialistische Denken seinen Glauben hat und wo das

Amedeo Modigliani,
Studie eines Kopfes

Eberhard Arnold (1883–1935) war Theologe und einer der Gründer der Bruderhofgemeinschaften.

religiöse Leben seinen Gott findet, wo beides seinen Geist hat, wohin sich seine Verehrung richtet.

Es gibt, für das Religiöse wie für das Atheistische, einen Anti-Gott, den wir als Gott verehren können. Die Zeit der ersten Christen war von der Überzeugung durchdrungen, dass es in der Welt einen Gott gibt, der nicht der Gott Jesu Christi ist. Es gibt einen Gott der gottlosen Weltreligion im Gegensatz zu dem Leben, das Jesus führte – einen Gott der jetzigen Weltzeit, im Gegensatz zur Zukunft Gottes und seiner Ewigkeit.

Sein Wesen ist Arbeit ohne Seele, Geschäft ohne Liebe, Maschine ohne verbindenden Geist, Besitzgier ohne gegenseitige Hilfe, Lust statt Freude, Vernichtung der Konkurrenten, Täuschung und Blendung in der Vergötzung des Eigentums. Er ist ein Übergangsgott des gegenwärtigen Zeitalters der Geschichte. In Wirklichkeit ist dieser Abgrund, dieses Dämonische, dieses Satanische, dieses Böse gerade am religiösesten Platz am Werk, besonders dort, wo das Religiöse den besten Anschein hat, wo es die frömmste Maske trägt.

In den Schriften des Urchristentums steht, dass ein Gott dieser Weltzeit denen, die nicht glauben können, denen, die zugrunde gehen, den Sinn verblendet hat, dass er ihnen das Auge verdorben hat, so dass sie nicht mehr imstande sind, die Hauptsache zu sehen, die Nachricht der Zukunft, die Nachricht der Befreiung, die Nachricht der kommenden Menschheitseinheit, die Nachricht des kommenden Gottes zu fassen. Jesus, der uns in das Kommende hineinführt, hat gegen diesen Geist den Krieg eröffnet. Eben im Sinne dieses Kampfs und in der Gewissheit dieses Siegs sagte Jesus: „Ihr könnt nicht zwei Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Was ist Mammon?

Wir würden das Wort *Gott Mammon* nicht verstehen können, wenn wir nicht auch die anderen Bezeichnungen kennen würden, in denen Jesus das Wesen dieses Geistes entlarvt. Er nennt ihn den „Mörder von Anfang“ und den „Vater der Lüge“, und er bezeichnet seine Geister als die „unreinen Geister.“ (Joh 8,44, Mt 10,1). Mord ist sein Handeln, Lüge

ist sein Charakter, und Unreinheit ist sein Gesicht.

Diese Eigenschaften sind für Moralisten vier ganz verschiedene Dinge, die zunächst nichts miteinander zu tun haben, aber für alle, die in die Tiefe sehen, ist zwischen diesen vier Dingen letztlich kein Unterschied. Der Mammonismus ist der gierige Wille, der besitzen, festhalten und genießen will. Es ist also klar, dass diese scheinbar verschiedenen Bezeichnungen des Mammons, der Lüge, des Mordes und der Unreinheit ein und denselben Geist, einen und denselben „Gott“ enthüllen. Die Wirklichkeit, die uns umgibt, beweist, über welche ungeheure Macht dieser Gott in der Welt verfügt.

Jesus spricht: „Sammelt auch kein Vermögen auf der Erde“ und „Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, und komm, gehe den ganz anderen Weg mit mir.“ (Mt 6,19, Lk 18,22) Der Reichtum wird zum Fluch, weil er die Befreiung verhindert. Er wird zum Leid, weil er überfüllt, ohne erfüllen zu können. Privatbesitz tötet die Freundschaft und begründet die Ungerechtigkeit. „Wehe euch Reichen, wehe euch, die ihr voll seid: Selig ihr Armen.“ (Lk 6,20.24)

Deshalb müssen wir umkehren: Wir müssen durch das Weggeben des Mammon Freundschaft gewinnen und durch die Abkehr von der Ungerechtigkeit zur Gemeinschaft kommen. „Macht euch Freunde durch den ungerechten Mammon.“ (Lk 16,9). Gewinnt die Freundschaft der Herzen, indem ihr alles verschenkt, was ihr besitzen könntet! Geht den neuen Weg, den Weg der Gemeinschaft vom Geist aus! Geht hinein in die Gemeinschaft der Menschen! Sucht die Einheit, die von Gott durch die Seele hindurch bis in die materiellen Dinge hineinreicht. Weg vom Mammon, hin zu Gott!

Güter und Geld

Wenn man das Wort *Mammon* hört, dann denkt man zunächst einfach an Geld. Und in der Tat ist das Geld das kennzeichnendste Symbol für den Mammonismus. Mammon heißt zunächst Reichtum und bedeutet Wertschätzung des Geldes, die Verdinglichung der Beziehungen der Menschen.

Alle Menschen leben in gegenseitiger Beziehung zueinander, im Geben und Nehmen, im Kommen und Gehen, in der täglichen Arbeitsgemeinschaft.

Darum sind die Menschen zu einer Gemeinschaft des Fühlens und Wollens, des Wissens und Schaffens, des Glaubens und Hoffens bestimmt, zur Gemeinschaft von Herz zu Herz. Sie sind berufen zur Gemeinschaft des Lebens.

Aber das Geld ist da als die stärkste Macht der jetzigen Weltordnung, das Geld, das diese Gemeinschaft zurückdrängt und verhindert. Alles, was sonst unter den Menschen lebendiger Austausch und gegenseitige Hilfe ist, wird hier in ein Stück Münze, in ein Blatt Papier verdinglicht. Die Erfindung des Geldes an sich ist nicht das Böse, sondern die Tatsache, dass im Geist des Menschen und dadurch auch im Verkehr der Menschen untereinander dieser Staub des Geldes das Lebendige der Beziehungen verschluckt. Das ist das Böse. Dass wir finanzielle Beziehungen haben, die keine persönlichen Beziehungen mehr sind, die keine Gemeinschaft des Glaubens und des Lebens mehr sind: das ist das Satanische am Geld. Menschen kaufen und bezahlen einander, indem Menschenkraft von Menschen bezahlt und verbraucht wird. Man nimmt Dinge in Empfang, die man bezahlt, ohne nach den Menschen zu fragen, die sie hergestellt haben.

Im Geld, womit man bezahlt, steckt ebenfalls persönliche Arbeit, die der bezahlende Mensch geleistet hat oder die ein anderer für ihn geleistet hat, den er vielleicht wieder nicht kennt und nicht beachtet. Wirkliche Arbeit hat aber immer den Charakter von Gegenseitigkeit und Hilfeleistung. Der Gemeinschaftsgeist wird überall da vertrieben, wo Arbeit zu einer reinen Sache wird. Arbeit bedeutet dann nicht mehr Gemeinschaft, sondern ihr Gegenteil.

Heute ist es für einen Arbeitgeber in einer großen Fabrik etwas schier Unmögliches, zu allen Arbeitern, zu denen er in einem ganz bestimmten, durch Geld ausgedrückten Arbeitsverhältnis steht, persönliche Beziehungen zu unterhalten und diese Beziehungen wirklich im Herzen zu tragen! Am unmöglichsten wird das in einer Aktiengesellschaft, wo die gegenseitige Beziehung des Geldgebers zu den tatsächlich arbeitenden Menschen ganz ausgeschaltet ist, wo die Hauptversammlung, der Aufsichtsrat und der Vorstand zwischen den Geldgeber und den Arbeiter



„Sprechen nicht alle Propheten aus solch bedrängten Herzen wie ich, loderte nicht in ihnen derselbe Zorn gegen die Rotte, welche die allen offene Erde mit Gesetzen und Urteilen verwehrte, wie durch einen Zauber den anderen verwehrte? Macht uns die Erde wieder frei, ein Opfer ist sie jetzt für Rasende.“

–Zarathustra

eingeschoben sind. Verantwortlich, in persönlicher Beziehung verantwortlich für das, was an dem Arbeiter geschieht, ist niemand. Die Aktionäre können ja immer auf den Vorstand und den Aufsichtsrat verweisen, und diese können immer darauf verweisen, dass sie den Geldgebern Rechenschaft abzulegen haben. Gewinne und Umsätze haben Priorität, der arbeitende Mensch kommt hier nur als Lohn- und Rentabilitätszahl vor. Wo das so ist, da sind wir dem Mammon, dem Satan verfallen.

Nicholas
Roerich,
*Buch der
Weisheit*

Ist Kommunismus die Antwort?

Deshalb brauchen wir immer wieder und besonders im heutigen Kapitalismus das Gegen-symbol der freiwilligen Armut und der völligen Geldlosigkeit eines Franz von Assisi. Man sieht gerade an dem allgemeinen Entsetzen über solche Menschen, die aus Liebe und Freiheit heraus kein Geld mehr berühren, wie notwendig dieser symbolische Schritt in das wirtschaftlich Unmögliche ist, wie es zur Zerstörung der allmächtigen Geld-Illusion des Mammonismus führt.



„Ist aber unser Evangelium verdeckt, so ist's denen verdeckt, die verloren werden, den Ungläubigen, denen der Gott dieser Welt den Sinn verblendet hat, dass sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Herrlichkeit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes. Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr ist, wir aber eure Knechte um Jesu willen.“

– 2. Korintherbrief 4,3–5

Nicholas
Roerich,
Schatten

Aber natürlich bleibt sowohl das Geld wie die Geldlosigkeit nur ein Symbol für das Eigentliche und Wesentliche, das hinter beiden steht. Gott Mammon ist nicht einfach dasselbe wie Geld oder Privateigentum – obwohl der Geist das Privateigentum überwindet – und der Gott des kommenden Reiches der Liebe wird nicht einfach durch Geldlosigkeit oder Gemeinschaftseigentum gefunden, obgleich er auch das herbeiführen wird. Es gibt nicht nur einen kapitalistischen, sondern auch einen kommunistischen Mammonismus. Marxisten der alten Schule sehen die Notwendigkeit zu essen, die Kleidung und Wohnung, alles Wirtschaftliche überhaupt, als die einzige Triebfeder der Geschichte, als die einzige Triebkraft der Menschen untereinander. In ihren Augen muss es im Kampf ums Dasein zum Klassenkampf der Besitzlosen gegen den Besitz kommen. Sie behaupten, dass unser ganzes Leben nur materiell sei, und dass es von selbst aus dem Existenzwillen, aus dem Selbsterhaltungstrieb und aus dem

Fortpflanzungstrieb hervorgehe.

Eine solche Auffassung ist auch Mammonismus. Denn wenn wir alle unsere gegenseitigen Beziehungen nur auf Nahrung, Kleidung, Wohnung und Sexualität aufbauen, dann gründen wir ja diese Beziehungen wieder auf eine Verdinglichung des Geistes.

Aber trotzdem lebt in dem Protest, der vom Marxismus ausgegangen ist, eine große, tiefe Wahrheit. Denn das, was hier letzten Endes gemeint war, war nicht die wirtschaftliche Geschichtsauffassung, nicht die Philosophie des Materialismus, nicht die Idee vom Mehrwert, nicht der automatische Übergang vom Kapitalismus zur sozialistischen Staatswirtschaft und ebenso wenig die Idee der Gemeinwirtschaft als solche. Was letzten Grundes die sozialistische Idee ins Leben gerufen hat, ist der Glaube an eine Zukunft der Gerechtigkeit, der Glaube an eine Gemeinschaft der Menschen, die sich auf alles, auch auf die materiellen Güter, erstrecken muss. Hinter diesem Materialismus steckt letztlich ein Aufstand des Geistes im Namen der Materie, ein Generalangriff gegen den Mammonismus derjenigen Geistigen, die vom Geist reden und das Materielle wollen.

Umgekehrt kann auch in wohlhabenden Kreisen der Mammon, die Verdinglichung der Beziehungen, dadurch überwunden werden, dass man zu einer brüderlichen Einheit findet und aus ihr heraus die vorhandenen Mittel gerecht und gemeinnützig einsetzt. Wenn wir fühlen, dass sowohl in kapitalistischen Kreisen als auch unter den Marxisten mit ihrer materialistischen Weltanschauung derselbe Glaube an eine letzte Zukunft der Gerechtigkeit lebendig sein kann, nämlich in dem Herzen, das die Liebe will und die Gerechtigkeit als Zukunft glaubt, dann werden wir mit dem persischen Zarathustra davon überzeugt sein können, dass es eine Kraft des Guten gibt, die immer und überall stärker ist als die Gewalt des Mammonismus.

In dieser Welt, in diesem Leben

Hier allerdings muss man das alte Missverständnis beseitigen, Jesus habe ein rein jenseitiges Reich

verkündigt, er habe gemeint, einst solle im Himmel alles gut sein was auf der Erde immer schlecht ist und bleibt. Wenn dem so wäre, dann müssten wir Menschen des Jenseits werden. Wir müssten Menschen werden, die ihre Todesstunde mehr als alles andere ersehnen, die sich wie die Trappistenmönche täglich in den Sarg legen, um so ganz auf das Sterben gerichtet zu sein. Dann würde der Tod uns als Erlöser seinen letzten Kuss geben und würde uns so von den Fesseln dieses schmachlichen Daseins befreien; wir würden durch den Tod aus dieser verfluchten Körperlichkeit und Scheinwirklichkeit hinausgehoben werden, hinein in ein Paradies der Geister mit seinen reinen, unkörperlichen Freuden.

Dieser Vorstellung muss entschieden entgegengetreten werden. Die große Grenzziehung zwischen Gott und Teufel ist nicht die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits, nicht die zwischen Stoff und Geist, nicht die zwischen Körperlichkeit und Unkörperlichkeit, sondern sie ist vielmehr eine Grenzlinie, die mitten durch alle Geister und durch alle Körper hindurchgeht, durch alle Ewigkeiten und durch alle Zeiten. In jedem Körper, in jedem Menschen sind beide Gewalten am Werk und in jeder Zeit, in jedem geschichtlichen Augenblick – so auch in dem unseren – sind beide Mächte wirksam.

Die entscheidende Frage ist die, wie in jedem Menschen, in jedem Zeitpunkt und in jedem Körper, ebenso auf dem ganzen Planeten Erde, der Geist, der alleinige Geist des Lebens zur Herrschaft kommt. Damit stellt sich die Frage, wie der Mammon als der jetzt herrschende Erdgeist des gierigen Willens und der damit verbundenen Ungerechtigkeit überwunden und ausgeschaltet werden kann.

Brüder und Schwestern, habt die Erde lieb!
Brüder und Schwestern, bleibt der Erde treu und glaubt nicht den Verführern, die nach einem Jenseits schießen, um das Diesseits zu verdächtigen! Jesus ist der größte Freund der Erde, der im Geist des Ur-Judentums die Liebe zur Erde, die Liebe zur Scholle, die Liebe zum Land immer neu verkündet hat. Selig sind die Friedenswirker, sie werden das Land haben.

Wie wir bei Zarathustra als Grundforderung und Grundverheißung des göttlichen Lebens die

so verblüffende Zusammenstellung der Wahrheit, der Reinheit und der Landarbeit finden, so finden wir bei Jesus und den Propheten des Judentums die Verkündigung des kommenden Reichs Gottes, die dasselbe Wunder „Geist und Land“ als von Gott kommend bezeugt. Diese Erde wird Land und Garten einer Gerechtigkeit, einer Freude, einer Wahrheit und Reinheit der gegenseitigen Beziehung werden, dass dann erst die gottgewollte Lebensfreude auf diesem Planeten beginnen wird.

Jesus sagt einfach: „Wie du selbst behandelt werden möchtest, so sollst du auch alle anderen behandeln“. (Mt 7,12) Was du für dein Leben brauchst, das sollst du für alle deine Mitmenschen erkämpfen. Dass die Verteilung von Land und Arbeit, dass die Verteilung aller Lebensgüter der Gerechtigkeit des Gottes entsprechen muss, der über Gerechte und Ungerechte Sonne scheinen und Regen kommen lässt, das ist die Gläubigkeit der Liebe. (Mt 5,45)

Es handelt sich nicht darum, dass hier die Utopie einer Zukunft aufleuchtet, die uns unendlich fern bleibt, sondern es geht im Gegenteil darum, dass diese Sicherheit der Zukunft jetzt schon Gegenwartskraft ist. Der Gott, der diese Zukunft auf die Erde tragen und dessen Geist diese Einheit aller Menschen bewirken wird, lebt heute. In Wahrheit ist in jedem Menschen dieser Götterfunke lebendig, wie er jauchzend aus Schiller hervorbricht: „Seid umschlungen, Millionen!“

Die verschiedensten politischen Bekenntnisse und Religionen müsste, bei aufrichtiger Betonung aller Gegensätze, das Eine vereinen: die innere Gewissheit, dass alles ganz anders werden muss und dass alles ganz anders werden wird. Die innere Gewissheit, dass das Schlechte, das Gemeinschaftszerstörende und das Vertrauensvereitelnde überwunden werden wird, und dass anstelle dessen die Freude der Liebe und die Gemeinschaft der Gerechtigkeit zum Sieg kommen wird. Denn Glaube ist Glaube an den lebendigen Gott. ➤

Dieser Artikel ist eine gekürzte Fassung der ursprünglichen Ansprache. Eine vollständige Fassung findet sich in Eberhard Arnold, Leben im Licht (Plough 2015).

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo Motten und Rost sie fressen und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Motten noch Rost sie fressen und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

„Niemand kann zwei Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

„Darum sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel kostbarer als sie?“

„Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ – *Jesus von Nazareth*

Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über alle, und es geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.“

„**Die Menge der Gläubigen aber** war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.“ – *Lukas der Evangelist*

Ist ein christliches Unternehmen ein Widerspruch in sich?

EIN INTERVIEW MIT JOHN RHODES

Pflug Magazin: Erzählen Sie uns ein wenig über die Unternehmen des Bruderhofs.

John Rhodes: Community Playthings produziert seit 1947 Holzspielzeug und Möbel für den Bildungsbereich. Vor vierzig Jahren brachten wir eine Produktlinie von therapeutischen Geräten für Kinder mit Behinderungen auf den Markt, die heute Rifton Equipment genannt wird. Diese beiden Unternehmen erwirtschaften den Lebensunterhalt für die meisten der dreitausend Erwachsenen und Kinder, die in den 25 Bruderhofgemeinden weltweit leben. Sie unterstützen Schulen, Öffentlichkeitsarbeit und Verlagstätigkeit des Bruderhofs, einschließlich *Pflug*. Und sie ermöglichen die humanitäre Arbeit des Bruderhofs: Hilfe vor Ort, Katastrophenhilfe und die Unterstützung von Organisationen wie *Samaritan's Purse* und *Save the Children* mit Geld oder ehrenamtlichen Mitarbeitern.

Aber das wirklich Ungewöhnliche an diesen Unternehmen ist, dass sie zwar auf dem freien Markt agieren, intern aber gemeinschaftlich geführt werden. Es gibt keine Chefs und Angestellte, und jeder bekommt den gleichen Lohn: nichts. Wir sehen unsere Arbeit als unseren Beitrag zu einem Leben, in dem wir alles miteinander teilen, wie es die ersten Christen taten.

Ist das eine wirklich christliche Art, Geschäfte zu machen?

Nein, das ist es nicht. Zumindest ist das die Antwort, die mein Mentor und Vorgänger Tom Potts

John Rhodes ist Entwicklungsleiter für Community Playthings und Rifton Equipment.

immer gab. Tom kam aus einer Quäker-Familie aus Philadelphia und hatte ein Stahlunternehmen geleitet, bevor er zum Bruderhof kam. Die Leute fragten ihn oft: „Wie betreibt ihr ein christliches Unternehmen?“ Tom antwortete immer: „Das tun wir nicht. Ein christliches Unternehmen ist ein Widerspruch in sich. Wenn das Himmelreich auf die Erde kommt, wird es kein Geldverdienen und keine Unternehmen geben.“

In gewisser Weise verhalten wir uns wie jedes andere Unternehmen. Wir wählen einen Markt aus und finden einen ungedeckten Bedarf. Wir entwerfen ein Produkt, um diesen Bedarf zu decken und vermarkten es so, dass es uns weniger kostet, als die Menschen bereit sind zu zahlen.

Der Unterschied ist der Kontext, der hinter dem Unternehmen steht: ein Leben in Brüderlichkeit. Hier sind Brüder und Schwestern, die aus einer gemeinsamen Überzeugung heraus zusammenarbeiten – und dabei viel Spaß haben!

Ist das Sozialismus?

Einige mögen es so nennen, aber ich glaube nicht daran, dass der Staat die Wirtschaft kontrollieren sollte. Die richtige Frage ist: „Wie würde eine Wirtschaft aussehen, deren Grundprinzip Liebe ist?“ Wir versuchen, so zu leben, dass unser Leben eine Antwort auf diese Frage ist.

Sinnvolle Arbeit für alle

Also, wie ist es, ein Arbeiter in dieser Art von Unternehmen zu sein?

Die meisten Unternehmen versuchen, ihren Gewinn zu maximieren und die Anzahl der

„Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“

Als Unternehmensstrategie hört sich Marx' Slogan hoffnungslos utopisch an. Aber ist das wirklich so? Die Bruderhofgemeinschaften haben seit Jahrzehnten nach diesem Motto Unternehmen betrieben – und zwar erfolgreich. *Pflug* hat John Rhodes, der diese Unternehmen zwanzig Jahre lang geleitet hat, über die konkreten Details interviewt, wie ein Gemeinschaftsunternehmen funktioniert.

Angestellten zu minimieren. Unsere Aufgabe ist es, die richtige Mischung von Tätigkeiten zu finden, damit jeder einen sinnvollen Beitrag zum Unterhalt der Gemeinschaft leisten kann. In unseren Werkstätten gibt es für jeden etwas zu tun, ob alt oder jung, Mann oder Frau, Gast oder langjähriges Mitglied, qualifiziert oder unqualifiziert, behindert oder nicht, egal ob man immer kommt oder plötzlich unerwartet auftaucht. Man ist willkommen und findet immer einen Arbeitsplatz.

Während es so etwas wie ein christliches Unternehmen nicht gibt, gibt es christliche Arbeit – oder besser gesagt, Arbeit ist ein wichtiger Teil der menschlichen Existenz. Es wäre vermessen, darüber zu spekulieren, wie das Reich Gottes aussehen wird, aber ich glaube, dass es auch dort noch Arbeit geben wird. Wir werden arbeiten, um anderen zu dienen. In diesem Sinne ist die Arbeit auf dem Bruderhof ein Hinweis auf die Arbeit im Reich Gottes. Unsere Arbeit ist Ausdruck der brüderlichen und schwesterlichen Gemeinschaft, zu der wir berufen sind. Zugegebenermaßen mag es nicht ausgesprochen sinnvoll erscheinen, eine Schraube festzuziehen. Aber wenn es im Geiste der Liebe geschieht, bekommt es einen Sinn.

In unseren Werkstätten sehen Sie ältere Menschen, die in einem ruhigeren Bereich körperlich leichtere Arbeit verrichten. Wir halten bewusst an einer Arbeit fest, die ausgelagert oder automatisiert werden könnte, denn wenn eine Achtzigjährige in die Werkstatt kommt, will sie auf eine sinnvolle Weise zur gemeinsamen Arbeit beitragen, die die Mission der Gemeinde tatsächlich unterstützt.

Der Ausdruck „die Tragödie der Allmende“, der sich auf den Missbrauch oder die Vernachlässigung gemeinsamer Ressourcen bezieht, wird verwendet, um gemeinschaftliche Lebens- und Arbeitsweisen abzulehnen. Ist das ein Problem?

Das ist wirklich ein Problem. Wenn etwas allen gehört, dann gehört es niemandem, und solche Sachen werden dann oft vernachlässigt. Aber Privateigentum hat auch schlechte Früchte getragen: Sobald man etwas besitzt, muss man es schützen, und dann hat man Ungleichheit, Neid, Diebstahl und Krieg.

Eine Fertigungsstätte für Community Playthings, einem Unternehmen des Bruderhofs





Einer der legitimen Kritikpunkte am Sozialismus ist, dass die Leute nicht motiviert sind zu arbeiten, wenn man Privatbesitz abschafft. Warum sollte ich mein Bestes geben, wenn am Ende doch jeder das gleiche Gehalt bekommt? Aber in Wirklichkeit ist Geld ein überraschend schlechter Motivator. Es ist viel motivierender, wenn wir etwas als sinnvoll empfinden. In unserem Kontext kommt Motivation nicht durch staatliche Vorgaben oder finanzielles Eigeninteresse zustande, sondern durch unserer Berufung, in Gemeinschaft zu leben.

Ein weiterer Motivator für Leute ist Status, oder?

Das mag generell wahr sein, aber bei uns bestimmt die Art der Arbeit nicht, wer wir sind. Wenn Arbeit ungleich bezahlt wird, dann ist es einfacher, bestimmte Leute als „wertvoller“ zu betrachten. Aber für uns ist die Person, die einen Computer programmiert, nicht wertvoller als jemand, der einen Knopf annäht oder eine Schraube eindreht.

Dann gibt es natürlich die Frage, wer der Boss ist. Wer in einem Fast-Food-Restaurant eine Führungsposition hat, verdient vielleicht nicht viel mehr als die Leute, die die Buletten umdrehen, aber er kann sie zumindest herumkanndieren. Das ist etwas, was es bei uns nicht wirklich gibt.

Jesus sagt, dass die Menschen dieser Welt einander beherrschen, aber dass es unter uns nicht so sein sollte. Wer eine von unseren Werkstätten betritt,

wird nicht so leicht erkennen können, wer die Leitung innehat. Ja, die Arbeit muss erledigt werden, aber wir machen das gemeinsam. Wenn die Person, die gebeten wurde, für die Werkstatt verantwortlich zu sein, autoritär oder gleichgültig wäre, würden wir ihr einen anderen Job suchen. Und so machen wir unsere Arbeit überall in der Gemeinschaft; in unseren Unternehmen läuft es nicht etwa anders, nur weil dies der Teil unserer Arbeit ist, der uns ein Einkommen verschafft.

Die Gemeinschaft steht an erster Stelle

Gibt es manchmal Konflikte zwischen den Erfordernissen des Unternehmens und den Bedürfnissen der Gemeinschaft?

Wir haben schon oft Entscheidungen getroffen, die aus der Perspektive des Unternehmens schlecht, aber aus der Perspektive der Gemeinschaft gut waren. In den Anfangsjahren von Community Playthings lief unser Vertrieb über hunderte von Kita-Ausstattern, denen wir Rabatte gewährten. Es war, als ob wir fünfhundert Vertriebsmitarbeiter in unser Team aufgenommen hätten.

Etwa zehn Jahre nach seiner Gründung, fing das Unternehmen an, heiß zu laufen. Die Produktion lag sechs Monate hinter den Aufträgen zurück. Das Unternehmen fing an, die Gemeinschaft zu dominieren. Dann gab es Gegenwehr: Nachdem die Gemeinschaft in einer Versammlung darüber diskutiert hatte, wurde Tom, mein Vorgänger, gebeten, das Geschäft etwas herunterzufahren. Das war schwierig; Wachstum ist die natürliche Entwicklung eines Unternehmens. Und zu dieser Zeit brauchten wir dringend das Geld, das diese Aufträge einbrachten.

Jedes normale Unternehmen würde mehr Leute einstellen, mehr Fabriken bauen und auf der Welle des Erfolgs reiten. Aber wir haben keine Angestellten. Aus Sicht des Unternehmens war das Schlimmste, was wir tun konnten, die Händler-rabatte zu streichen. Tom sagte mir, es sei die schwierigste Unternehmensentscheidung gewesen, die er je treffen musste. Aber er traf sie – auf Wunsch der Gemeinschaft. Es war ein schwerer

Schlag für das Unternehmen, aber es erholte sich schließlich und wuchs in einer Weise, die den Bedürfnissen der Gemeinschaft diente, anstatt ihr das Blut aus den Adern zu saugen.

Das ist eine Weise, wie wir gegen Mammon, die Macht des Geldes, ankämpfen. Wir streben nach Effizienz in unseren Betrieben, aber es gibt eine Grenze. Wenn wir an diese Grenze stoßen, senken wir die Auslastung derer, die arbeiten. Wir lassen ein Katalogmailing ausfallen, verkleinern unsere Produktpalette oder erhöhen die Preise.

Die Bruderhofgemeinschaft legt großen Wert auf Spontaneität und die Führung durch den Heiligen Geist. Steht das manchmal im Widerspruch zu einer guten Unternehmensplanung?

Wir sind immer wieder auf das Problem von zu viel Organisation gestoßen. Ein Unternehmen braucht Ordnung, aber wenn wir innerlich tot sind, dann wird diese Ordnung zu einer rein bürokratischen Organisation und nimmt ein Eigenleben an, das die Brüderlichkeit unserer Arbeit zerstört und unser Leben bestimmt.

Die meisten Menschen, die für ein Unternehmen verantwortlich sind, haben die Kontrolle über zwei wichtige Dinge: Personal und finanzielle Ressourcen. Ich hatte über keines von beiden die Kontrolle. Wenn die Gemeinschaft entscheidet, dass mein Betriebsleiter für Missionsarbeit im Ausland benötigt wird, dann geht er und ich muss sehen, wie ich zurechtkomme. Und ich kann auch nicht hingehen und jemand anderen einstellen. Umgekehrt kann ich auch niemanden feuern. Wenn es ein Problem gibt, kann eine Änderung der Aufgabenzuteilung notwendig sein, aber wir sind immer noch an unser Versprechen gebunden, zusammen zu leben und zu arbeiten. Wenn es also Spannungen zwischen Leuten gibt, dann müssen wir das durcharbeiten.

Oder ich teile der Gemeinschaft mit, dass ich gerne eine neue Maschine kaufen möchte. Die Gemeinschaft sagt dann möglicherweise, okay, aber da war ein Wirbelsturm in Bangladesh und wir haben gerade eine Menge Geld gespendet, also nicht mehr in diesem Jahr. Und dann sagen wir: Okay.

Wenn wir einen großen Auftrag zu erfüllen



haben, kommen oft Mitglieder der Gemeinschaft, die normalerweise andere Arbeiten erledigen – auf der Farm, in der medizinischen Versorgung oder für *Pflug* – und helfen in der Fabrik. Manchmal, zum Beispiel wenn eine Ernte ansteht oder wir eine Veranstaltung in der Nachbarschaft unterstützen möchten, gehen die Leute aus der Werkstatt dorthin, um zu helfen. Und manchmal macht die ganze Gemeinschaft Feierabend, um Picknick zu machen oder Softball zu spielen. In solchen Momenten kann es so aussehen, als würden wir unsere Arbeit nie geschafft kriegen. Aber genau das verhindert, dass das Unternehmen zu einer Geldmaschine wird, die die gesamte Energie der Gemeinschaft verschlingt.

Wie ist das mit der Work-Life-Balance im Gemeinschaftsleben?

Es gibt in der Gemeinschaft klare Erwartungen, wann und wo Arbeit stattfindet. Wir gehen um fünf Uhr nach Hause. Wenn es in der Schule eine Veranstaltung gibt, hören die Eltern mit der Arbeit auf. Und während die Kinder zu Hause sind bringt niemand einen Laptop mit, um E-Mails zu erledigen.

Leute neigen dazu, ihr Leben in Bereiche zu unterteilen. Ihr Arbeitsleben ist hier und ihre Familie dort, ihr religiöses Leben so und ihr soziales Leben ist anders. Aber bei uns ist alles miteinander verwoben. Ich lebe ein Leben in



Brüderlichkeit, egal ob ich in der Werkstatt, zu Hause oder in der Schule bin. Meine Arbeit für das Unternehmen ist nicht so wichtig, dass ich sie in alles andere hineinziehen muss.

Wir sagen, dass alles, was gut für die Gemeinschaft ist, auch gut für das Geschäft sein wird. Und das ist wichtig, denn Geld hat eine eigene Macht. Man kann nicht Gott und dem Geld dienen. Wir dienen also Gott und verwenden Geld; das Geld muss immer der Sache dienen, für die wir leben.

Begegnungen mit dem Kapitalismus **Besteht ein Konflikt zwischen dieser internen Kultur und der Notwendigkeit, auf dem freien Markt zu bestehen?**

Natürlich, wir leben in einem kapitalistischen Umfeld. Dennoch versuchen wir, uns nicht davon prägen zu lassen, sondern stattdessen das Beste von unserer Lebenseinstellung in dieses Umfeld hineinzubringen. Zum Beispiel sind die Leute, die bei uns im Verkauf arbeiten, nicht sehr viel unterwegs. Wir wollen gemeinsam leben, und wir wollen nicht, dass Mütter und Väter durch ihre Arbeit regelmäßig von ihren Kindern getrennt sind. Also arbeiten wir grundsätzlich viel übers Telefon und mit dem Internet.

Den meisten Bruderhofmitgliedern liegt es

nicht besonders, Leute zu überzeugen, dass sie Geld ausgeben sollten. Aber sie fühlen sich wohl im Umgang mit Menschen. In den Märkten, in denen wir tätig sind, nämlich Bildung und Gesundheitsversorgung, geht es vor allem um Kinder. Wir lieben Kinder und es gibt viele Kinder in unseren Gemeinschaften. Unsere Spielgeräte werden von Müttern und Vätern entworfen, die Sachen für ihre eigenen Kinder anfertigen.

Wenn wir mit Leuten am Telefon sprechen, begegnen wir ihnen als Menschen, nicht als potenzielle Kunden. Manchmal begegnen wir einer Mutter, die ihr ganzes Leben lang für ihr behindertes Kind kämpfen musste, sodass sie gleich mit harten Bandagen loslegt. Wir hören ihr zu. Dann merken die Leute bald, dass wir eigentlich auf ihrer Seite sind. Das sind ganz allgemeine Prinzipien, wie Menschen miteinander umgehen sollten. Auch andere Menschen sind nicht immer durch Geld motiviert. Wir begegnen Leuten auf eine Weise, die ihre Würde und ihre Persönlichkeit respektiert, und der finanzielle Aspekt erledigt sich von alleine.

In unserer kapitalistischen Wirtschaft ermöglicht Technologie, dass weniger Arbeitnehmer produktiver sind. Wie gehen Sie mit dieser Dynamik um?

Wir betrachten die Wirkung auf die Seele des Menschen. Wir müssen Effizienz und die Anforderungen, die die Gemeinschaft an Arbeit stellt, gegeneinander abwägen. Ein Gast kann in unsere Werkstatt kommen und nach einer kurzen Einführung anfangen zu arbeiten, ohne sich mit einer komplizierten Maschine auseinandersetzen zu müssen. Wir warten gerne ab, bevor wir Prozesse automatisieren.

Technologie neigt oft dazu, der Gemeinschaft abträglich zu sein. Zum Beispiel mussten wir einmal einen etwa dreißig Meter langen Graben zwischen zwei Gebäuden ausheben. Eine Person hätte diesen Graben mit einem Bagger locker in einer Stunde ausheben können. Stattdessen sind fünfundzwanzig Brüder mit Schaufeln und Spitzhacken angerückt. Es hat wahrscheinlich doppelt so lange gedauert, aber es war ein tolles Erlebnis, das gemeinsam zu machen, und wir hatten viel Spaß dabei. Wendell Berry spricht von fordernden Umständen, und wie Technologie oft diese Forderungen eliminiert und unser Leben angenehmer macht, was unserem Charakter schadet und uns schlaff macht. Natürlich müssen wir das richtige Gleichgewicht finden; es ist nicht so, dass wir keine Technologie einsetzen, aber wir versuchen, sie überlegt einzusetzen.

In den letzten Jahren haben auch die weltweit größten Unternehmen den Geschäftswert von „Gemeinschaft“ und „Teamwork“ entdeckt, um das Beste aus ihren Mitarbeitern herauszuholen. Gibt es einen Unterschied zwischen dem, was Sie beschreiben, und den Managementpraktiken einer Firma im Silicon Valley?

Teamarbeit, die als Geschäftsprinzip verwendet wird, ist eine künstliche Sache. Wir arbeiten zusammen, weil wir Liebe füreinander haben und gerne zusammen sind. Es ist mehr als Teamarbeit: Es ist eine Beziehung zu Brüdern und Schwestern. Deshalb ist es so wichtig, Konflikte durchzuarbeiten. Wenn es Reibereien gibt, hören die Betroffenen mit der Arbeit auf, bis sie wieder im Frieden miteinander sind, weil die Beziehung wichtiger ist.

Was Beziehungen wirklich schadet, ist Lästern. Geradeheraus zu sein ist der beste Weg, um

Freundschaften zu vertiefen. Und bei all diesen Dingen lohnt es sich auch für das Unternehmen, wenn wir gut miteinander umgehen: Spannungen reduzieren die Produktivität; es entstehen Ressentiments und Revierkämpfe und alles geht den Bach runter.

Ein Freund von mir, der selbst Unternehmer ist, hat mir einmal erzählt, dass der Bruderhof die besten Aspekte des Sozialismus – Gleichheit, Brüderlichkeit, sinnvolle Arbeit für alle – mit den besten Aspekten des Kapitalismus verbindet, besonders Unternehmergeist, Kreativität und eine gute Arbeitsmoral.

Menschen sind von Natur aus kreativ. Wenn sie frei von Geldsorgen und Spannungen am Arbeitsplatz sind, haben sie die Freiheit, sie selbst zu sein. Man kann auch in einer Produktionsstätte kreativ sein, zum Beispiel indem man Verbesserungen oder Änderungen einbringt.

Wenn jede Arbeit sinnvoll ist, dann muss man nicht die Karriereleiter erklimmen, um aufzublühen. Wir streben lieber danach, anderen zu dienen. Wie kann ich noch mehr beitragen? Es gibt noch hunderte von anderen Aufgaben, und außerdem Arbeitsbereiche und Hobbies außerhalb des Unternehmens. Es gibt immer die Gelegenheit, mehr zu lernen, aber nicht egoistisch, sondern so, dass wir mehr beitragen und anderen besser dienen können. Das fördert Kreativität und Unternehmergeist.

Wofür ist Geld gut?

Die Unternehmen des Bruderhofs sind erfolgreich. Welche Herausforderungen ergeben sich daraus?

Eine der Herausforderungen bei der Leitung eines gemeinschaftlichen Unternehmens ist, dass es zu erfolgreich sein kann. Viele Ordensgemeinschaften hatten dieses Problem. Erfolg kann eine Herausforderung für unser inneres, geistliches Leben darstellen. Wir können verschwenderisch oder egoistisch werden und anfangen, Besitz anzusammeln. Wir können stolz werden, weil wir denken, dass dies alles unser eigener Verdienst ist. Wir können anfangen, uns weniger auf Gott zu



verlassen. Es ist sehr wichtig, dass wir Gott jeden Tag dafür danken, dass er uns unser täglich Brot gibt. Dankbarkeit hilft uns, einige der inneren Gefahren zu vermeiden, die mit zu viel Einkommen verbunden sind.

Eine wichtige Frage ist, was mit dem Einkommen geschehen soll. Das Geld gehört nicht uns, es gehört Gott und wir müssen es für seine Zwecke verwenden. Wenn wir es benutzen, um uns selbst weich zu betten, dann versündigen wir uns. Wir haben uns für freiwillige Armut entschieden und wollen keinen eigenen Besitz anhäufen. Deshalb haben wir auch nicht viele liquide Mittel, es sei denn, wir bauen gerade eine Reserve für ein Großprojekt auf, wie etwa den Kauf eines Grundstücks für eine neue Gemeinschaft. Im Allgemeinen ist es so, dass wir Geld weggeben, das wir nicht brauchen.

Ja, es ist in gewisser Weise ein Kompromiss, unser Einkommen zu verdienen. Wenn es anfängt, sich auf das Leben unserer Gemeinschaft auszuwirken, müssen wir das früh genug erkennen und gegensteuern. Wegen unserer gefallenen Natur wird es immer eine gewisse Tendenz zum Egoismus geben. Aber wir erkennen darin den Feind und sind deshalb ständig auf der Hut, uns gegenseitig zu helfen, um unserer Vision treu zu bleiben.

Vor einigen Jahren kam ein älterer Bruder

namens Josef Stängl in der Werkstatt mit einem Stück Holz zu mir, das er aus dem Abfall gefischt hatte. Er drückte es mir in die Hand und meinte: „Eberhard [Arnold, der Mitbegründer des Bruderhofs] hätte es nie zugelassen, dass dies hier weggeworfen wird.“ Das Holz hatte einen Defekt, und jemand hatte entschieden, dass es zu viel Arbeit kosten würde, es zu reparieren. Aus wirtschaftlicher Sicht gehörte das Holz in den Abfall. Die Zeit, die benötigt werden würde, um das Holz nutzbar zu machen, hätte mehr gekostet, als es durch ein besseres Stück Holz zu ersetzen. Aber Josef hatte auch Recht. Seine Einstellung war, sich für die Dinge auf der Erde verantwortlich zu fühlen. Welche Einstellung würden wir der nächsten Generation vermitteln, wenn wir dieses Holz wegwerfen würden? Nicht jedes Stück Holz kann gerettet werden, aber so viel von dem, was heutzutage produziert wird, ist zum Wegwerfen, oft sogar mit Absicht. Wir lehnen diese Idee der geplanten Obsoleszenz ab. Unsere Produkte halten in der Regel jahrzehntelang, auch bei starker Nutzung im Kitabereich.

Welche Rolle spielt der Glaube in Ihrer Unternehmensplanung?

Es ist bemerkenswert, dass diese Unternehmen seit fast siebzig Jahren bestehen. Wir sehen das als ein Geschenk Gottes, nicht als das Ergebnis unserer eigenen Planung und Leistung. Es schien oft so, als hätten wir uns einfach nur durchgewurschelt und Entscheidungen getroffen, die gut ausgegangen sind, obwohl wir wirklich nicht wussten, ob es klappen würde. Aber wenn wir immer die Haltung einnehmen, dass das, was für die Gemeinschaft am besten ist, auch für das Unternehmen das Beste ist, wird Gott sich um uns kümmern. Darauf vertrauen wir, und beten jeden Tag für unser täglich Brot. Wir empfinden, dass die Lebensweise, die uns gegeben ist, direkt aus dem Neuen Testament kommt, aus den Worten und dem Leben Jesu. Wir vertrauen darauf, dass wir uns, wenn wir an diesem Kurs festhalten und uns gegenseitig helfen, keine Sorgen um die Zukunft machen müssen. ➤

Interview mit Peter Mommsen am 1. Mai 2019.

(Fortsetzung von Seite 56)

Durch Buber begann er, sowohl das Judentum zu verstehen, als auch die Umrisse einer Kraft, die die Menschheit in einem kommenden messianischen Zeitalter vereinigen würde. Der Philosoph Michael Löwy erklärt in seiner Untersuchung *Redemption and Utopia: Libertarian Judaism in Central Europe* von 1992, wie die chassidischen Legenden, die Landauer kennenlernte, für ihn die Zukunft in der Gegenwart, den Geist in der Geschichte und das Ganze im Einzelnen repräsentierten, den befreienden und vereinigenden Gott im gefangenen und verwundeten Menschen, das Himmlische im Irdischen.

1908, als seine Ruhepause zu Ende ging, half er bei der Gründung des Sozialistischen Bundes, einem Zusammenschluss von anarcho-kommunistischen Siedlungen. 1911 veröffentlichte er *Aufruf zum Sozialismus*, die klarste und vollständigste Darstellung seines Denkens. In einem 1913 veröffentlichten Flugblatt formuliert er einen seiner Kernsätze: „Sozialismus ist nicht eine Sache der Forderung und des Abwartens, sondern des Tuns.“

Mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs wurden die Aktivitäten des Bundes eingestellt, aber Landauer ermutigte die Deutschen auch während des Krieges zu gemeinsamer Produktion, etwa dem Anbau von Lebensmitteln an Straßenrändern und auf Rasenflächen – Projekte, die Schulen des gemeinschaftlichen Lebens sein sollten. Durch den Waffenstillstand kam es zu einem explosionsartigen Anstieg des Interesses an sozialen Veränderungen in Deutschland – sowohl an Landauers Anarchismus als auch an der blutigeren Variante einer kommunistischen Revolution. Auch viele Anarchisten, schreibt er 1901, „haben sich angewöhnt, gar nicht mehr mit Menschen zu tun zu haben, sondern mit Begriffen. Es gibt zwei feste, getrennte Klassen für sie, die einander feindlich gegenüberstehen; sie

töteten nicht Menschen, sondern den Begriff des Ausbeuters ...“

Mit solcher Gewalttätigkeit hatte Landauer nie etwas zu tun. Er wusste, dass es nur dann eine menschenwürdigere Zukunft geben kann, wenn es eine menschlichere Gegenwart gibt. Trotz alledem wurde er Opfer einer staatlich zumindest tolerierten Welle der Gewalt, die sich gegen alles richtete, was nach Dissidententum aussah. Nach seiner Ermordung fand eine seiner Töchter die Leiche, verscharrt in einem Massengrab.

Aber sein Tod bedeutete nicht das Ende seines

Wirkens, im Gegenteil, sein Denken gewann an Einfluss. Landauers Vision eines Netzwerkes miteinander verbundener landwirtschaftlicher Gemeinschaften war die Vorlage für die israelischen Kibbuzim, und seine Ideen hinterließen einen tiefen Eindruck auf Eberhard Arnold, den Mitbegründer der Bruderhöfe, und brachten ihn 1920 dazu, eine Gemeinschaft zu gründen, die zu einem großen Teil von Landauers Idealen inspiriert war.

In seinem Aufruf von 1911 fragt Landauer, was aus der jungen Generation geworden ist:

... feigherzige Leutchen ohne Jugend, ohne Wildheit, ohne Wagemut, ohne Lust am Versuchen ... All das aber brauchen wir, wir brauchen Versuche ... Wir brauchen Fehlschläge über Fehlschläge und die zähe Natur, die sich nicht, die sich durch nichts abschrecken lässt, die festhält und aushält und immer noch einmal ansetzt, bis es gelingt, bis wir durch sind, bis wir unüberwindlich sind. Wer die Gefahr der Niederlage, der Vereinsamung, des Rückschlags nicht auf sich nimmt, wird nie zum Siege kommen. ... Wir wollen aus dem Herzen heraus schaffen und tun, und wir wollen denn, wenn's sein muss, so lange Schiffbruch leiden und Niederlagen auf uns nehmen, bis wir den Sieg haben und Land sehen. ➤

Obwohl er Atheist
war, bewunderte er
Jesus und nannte ihn
eine „unerschöpfliche
Gestalt“.



Ich beginne mit dem Haar eines kleinen Mädchens

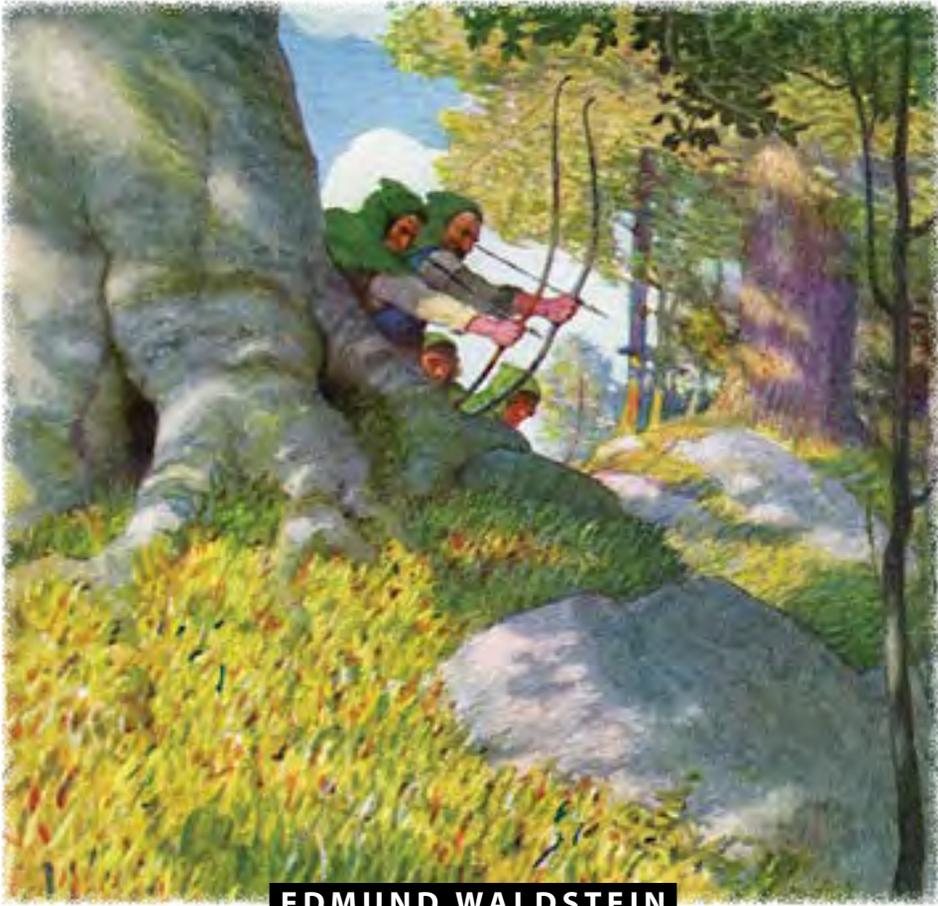
G. K. CHESTERTON

Bianca Berends,
Postcard
Redhead
Girl in
Green

ICH BEGINNE MIT dem Haar eines kleinen Mädchens. Das, weiß ich, ist jedenfalls eine gute Sache. Was auch immer sonst böse ist, der Stolz einer guten Mutter auf die Schönheit ihrer Tochter ist gut. Es ist eine dieser unerbittlichen Zärtlichkeiten, die Prüfstein aller Zeiten und Kulturen sind. Wenn andere Dinge dagegen sind, müssen andere Dinge untergehen. Wenn Vermieter und Gesetze und Wissenschaften dagegen sind, müssen Vermieter und Gesetze und Wissenschaften untergehen. Mit den roten Haaren eines Waisemädchens aus der Gosse werde ich die gesamte moderne Zivilisation in Brand setzen. Weil ein Mädchen langes Haar haben sollte, sollte sie sauberes Haar haben; weil sie sauberes Haar haben sollte, sollte sie kein unsauberes Haus haben: weil sie kein unsauberes Haus haben sollte, sollte sie eine freie und entspannte Mutter haben; weil sie

eine freie Mutter haben sollte, sollte sie keinen wuchernden Vermieter haben; weil es keinen wuchernden Vermieter geben sollte, sollte es eine Umverteilung des Eigentums geben; weil es eine Umverteilung des Eigentums geben sollte, soll es eine Revolution geben. Die kleine Waise mit den rot-goldenen Haaren, den ich gerade beim Vorbeigehen an meinem Haus beobachtet habe, soll nicht gestutzt und gelähmt und verändert werden; ihr Haar soll nicht wie das eines Sträflings geschoren werden; nein, alle Reiche der Erde sollen in Stücke geschlagen und verwüstet werden, um ihr gerecht zu werden. Sie ist das menschliche und heilige Bild; überall um sie herum soll das soziale Gefüge schwanken und zersplittern und fallen; die Säulen der Gesellschaft sollen erschüttert werden, und die Dächer der Menschen einstürzen, und kein einziges Haar auf ihrem Kopf soll gekrümmt werden. ➤

Quelle: *What's Wrong with the World* (London: Cassel, 1910).



EDMUND WALDSTEIN

Wirtschaft à la Robin Hood

Die Güter der Erde
gehören allen.

Vorherige und
folgende Seite:
N. C. Wyeth,
Bildausschnitte
zu Paul
Creswicks Robin
Hood

ULS DIE MÄNNER DES SHERIFFS von Nottingham eines Tages in den Tiefen des Sherwood Forest auf Robin Hood stießen, kniete er vor einem Altar und nahm an einer Messe teil. Erst als das heilige Geschehen vorüber war, wandte Robin sich um, und kämpfte gegen sie. In den alten Balladen wird Robin durchweg als frommer und treuer Katholik beschrieben, gewissenhaft keusch, dem nachgesagt wurde, dass er jeden Tag noch vor dem Frühstück an drei Messen teilnahm. Robins Rotte fröhlicher Gesellen folgte laut den Beschreibungen tatsächlich einer mönchsartigen Ordnung. Sie hatten eine gemeinsame Kasse, und nach dem Theaterstück aus dem 16. Jahrhundert *The Downfall of Robert, Earle of Huntingdon*, das wiederum auf älteren Balladen basiert, leisteten sie sogar einen Eid der Keuschheit: „Zum dritten soll kein Mann im Gefolge Robin Hoods / sich mit einer Witwe, Frau oder Magd vereinen in Sherewood / Doch durch wahre Arbeit lüsterne Gedanken verbannen.“

Nichtsdestotrotz war es Robin eine große Freude, die Äbte und Prioren der reichen, feudalen Klöster Englands auszurauben: „Aus dem Beutel vermögender Äbte und des Kramers Ladenfülle / nahm er und teilte es mit den Armen.“ Diese Klöster praktizierten eine gewisse Form der Armut – sie teilten alles miteinander und jeder Mönch erhielt aus dem gemeinsamen Besitz nur das, was er brauchte –, doch als Gemeinschaft waren sie wohlhabende Landbesitzer und ihre Äbte und Prioren waren einflussreiche Lords.

Die Klöster gaben viel an die Armen weiter und sorgten so für ein gewisses Maß an sozialer Sicherheit. (Die Auflösung der Klöster durch Heinrich den Achten führte folglich zu einer schweren sozialen Krise.) Doch für Robin Hood waren sie auf der Seite der Reichen, die sich einen unfairen Anteil der Feldfrüchte einverleibten, die die Bauern hart erarbeitet hatten. Die einzig religiösen Menschen, die Robin scheinbar mochte, waren Bettelmönche wie Bruder Tuck, die die Verfechter einer neuen Art religiös motivierter Armut waren, bei der es kein gemeinsames Vermögen gab.

Die Welt, wie sie in den Balladen des 15. Jahrhunderts über Robin Hood beschrieben wurde, als das Feudalwesen nach der Zeit der Großen Pest im Niedergang war, unterscheidet sich deutlich von unserer heutigen Welt der globalen Marktwirtschaft. Und doch kann uns Robin Hood in mancherlei Hinsicht dazu anregen, über unsere eigene Situation nachzudenken.

Die unausgesprochene Grundlage für Robin Hoods Vorgehen, von den Reichen zu stehlen, um den Armen zu geben, ist die ewig gültige christliche Lehre, dass die Güter der Erde durch Gott gegeben wurden, um alle Menschen zu ernähren. Dies ist das Prinzip, das die moderne katholische Soziallehre „allgemeine Bestimmung der Güter“ nennt, und es stellt eine dringliche Herausforderung an uns in unserer heutigen Zeit dar.

Als Zisterziensermönch stelle ich fest, dass Robins Verachtung für die Klöster seiner Zeit mich vor Fragen zu der Beziehung meiner Klostergemeinschaft, einschließlich seiner Güterteilung, zu der größeren wirtschaftlichen Ordnung stellt. Es ist eine Frage, die sich jede Gemeinschaft von Gläubigen stellen muss, wenn sie versucht, wie die Urgemeinde in Apostelgeschichte 2,44–45 zu leben: Wie können wir an der wirtschaftlichen Ordnung unserer Umgebung teilhaben, ohne uns an den Ungerechtigkeiten dieses Systems zu beteiligen?

SESU ANORDNUNGEN, freigiebig zu sein und dabei keine Gegenleistung zu erwarten, erfüllen und vervollständigen die Lehren des Alten Testaments. Gott gab die Erde der ganzen Menschheit. Den Armen zu geben ist daher ein Akt der Gerechtigkeit – indem man ihnen gibt, was ihnen als Menschen zusteht, denen Gott die Erde gegeben hat.

Nach der konstantinischen Wende, als ein größerer Teil der Gesellschaft zu Christen wurde und es keine gegenkulturelle Entscheidung mehr darstellte, gläubig zu sein, waren die Kirchenväter sehr darum besorgt, wohlhabende Christen zurechtzuweisen, die dieses Prinzip aus den Augen verloren hatten und ihren Reichtum von den

Edmund Waldstein, OCist, ist Mönch am Stift Heiligenkreuz, einer Zisterzienserabtei in Österreich.



Armen zurückhielten. Im Osten schenkte Basilius der Große diesem Thema besondere Beachtung, genauso wie Ambrosius von Mailand im Westen. So wendet sich Basilius an den reichen Mann in Lukas 12,18–19, der sagt: „So will ich es machen: Ich werde meine Scheunen abreißen und größere bauen; dort werde ich mein ganzes Getreide und meine Vorräte unterbringen. Dann werde ich zu meiner Seele sagen: Seele, nun hast du einen großen Vorrat, der für viele Jahre reicht. Ruh dich aus, iss und trink und freue dich!“ Auf diese Aussage antwortet Basilius: „Sage mir, welche Dinge gehören dir? Woher hast du sie genommen? Hast du sie ins Leben gerufen?“ Der Weizen, der gewachsen ist, gehört nicht wirklich dem reichen Mann; er ist für die, die ihn brauchen. In gleicher Weise hielt Ambrosius eine Predigt über die Geschichte, in der König Ahab ein Auge auf Nabots Weinberg geworfen hatte. Darin wandte Ambrosius sich direkt an die reichen Bürger von Mailand und stellte ihnen bohrende Fragen: „Wie weit, o Reicher, gehst du in deiner wilden Gier? ... Warum verwarfst du den Gefährten, den die Natur dir gegeben hat, und erhebst für dich selbst Anspruch auf den Besitz der Natur? Die Erde wurde gleichermaßen für alle gegründet, die Reichen und die Armen. Warum verlangst du, o Reicher, allein nach besonderer Behandlung?“ Ambrosius' Denken nach ist es ungerecht, dass die Reichen die Früchte der Erde für sich allein beanspruchen, wenn diese Fülle der Menschheit als Ganzes gegeben wurde.

Ich muss zugeben, dass Robin Hood mich wahrscheinlich kritisieren würde.

Angesichts dieser Lehren der Schrift und der Kirchenväter, haben die scholastischen Theologen die Frage gestellt, ob der Besitz von Privateigentum in irgendeiner Hinsicht gerechtfertigt werden kann.

Thomas von Aquin folgerte, dass zwar der *Genuss* oder der *Gebrauch* von Gütern immer gemeinschaftlich erfolgen müsste – insofern als jede Person nur das bekommt oder gebraucht, was sie benötigt –, das System zur *Gütererzeugung* jedoch privat sein kann, und zwar insofern als jede Person über das verfügen kann, was sie produziert. Tatsächlich führt er Gründe an, warum es für eine friedliche und gerechte Gesellschaft förderlich ist,

wenn es Privateigentum in diesem eingeschränkten Sinne gibt. Er glaubt, dass Menschen dazu neigen, härter zu arbeiten, wenn sie für das, was sie herstellen, die Verantwortung tragen. Dabei führt er das Beispiel eines Haushalts an, in dem es zu viele Diener gibt; in diesem Fall würden einige sich nicht daran beteiligen, für das gemeinsame Wohl zu arbeiten, da sie sich darauf verlassen könnten, dass andere für sie arbeiteten: „Jeder Mensch ist mehr darauf bedacht, das zu beschaffen, was für ihn allein ist, als für das, was für viele oder alle ist; so wird jeder die Arbeit für die Gemeinschaft scheuen und einem anderen überlassen, wie es geschieht, wenn es eine große Zahl von Dienern gibt.“ Die Erfahrungen der sozialistischen Regime des 20. Jahrhunderts bestätigen die Einsichten des Thomas von Aquin in diesem Punkt.

Er erörtert weiter, dass Dinge geordneter verliefen, wenn es Privatbesitz gäbe, während aus



Stift Heiligenkreuz, das Kloster in Österreich, in dem der Autor als Mönch lebt

Kommunismus Verwirrung folgen würde. Der Gedanke dahinter scheint zu sein, dass Bedarf unmittelbarer wahrgenommen und befriedigt wird, wenn jede Person die Verantwortung für das hat, was sie herstellt.

Dennoch hält Thomas von Aquin daran fest, dass der *Gebrauch* von Gütern gemeinschaftlich bleiben muss. Damit meint er, dass jede Person in gerechter Weise nur das behalten kann, was sie zum Leben braucht, und auf angemessene Weise ihre Rolle in der Gesellschaft ausfüllt. Eine Person, die eine repräsentative Rolle in der Gesellschaft spielt (beispielsweise der Herrscher) benötigt eine gewisse Pracht, um diese Rolle ausüben zu können, aber auch hier gibt es eine Grenze. Und jede Person ist verpflichtet, *alle* ihre entbehrlichen Güter den Armen zu geben. Dies ist das Prinzip, das heute in der katholischen Theologie als allgemeine Bestimmung der Güter bekannt ist.

Eine Konsequenz dieses Prinzips ist, wenn jemand sich in drängender Not befindet, darf er jemandem Güter nehmen, der mehr als genug hat, ohne dabei die Sünde des Diebstahls zu begehen. Dies ist die Rechtfertigung des „Robin-Hood-Prinzips“, bei dem man von den Reichen „stiehlt“, um den Armen zu geben. Es ist kein echtes Stehlen, wenn die Armen sich in wirklicher Not befinden, und die Reichen in wirklichem Überfluss leben. Im

Rheinland wurde diese Art von „Stehlen“ *fringsen* genannt, nach Kardinal Frings, dem Erzbischof von Köln, der nach dem Zweiten Weltkrieg seine Herde anwies, Kohle von den Kohlenzügen zu „stehlen“, wenn sie zu erfrieren drohten.

Die moderne katholische Soziallehre, beginnend mit Papst Leo XIII. im 19. Jahrhundert, entwickelte das Prinzip der allgemeinen Bestimmung der Güter und wandte es auf die Probleme der modernen Wirtschaftssysteme an. Demzufolge glaubte Papst Pius XI., dass die Regierung die Pflicht hat, das Privateigentum zu regulieren, um eine ungerechte Verteilung zu beheben. „Wenn der Staat Privatbesitz in Einklang mit den Bedürfnissen zum Wohl der Allgemeinheit bringt“, so schrieb er 1931, „begeht er keine feindliche Handlung gegenüber Privatbesitzern, sondern erweist ihnen vielmehr einen Dienst; auf diesem Wege verhindert er wirksam, dass der private Besitz von Gütern, die der Schöpfer der Natur in seiner weisen Vorhersehung dem Erhalt des menschlichen Lebens zugedacht hat, untragbar Böses bewirkt.“ Im Jahr 1952 lehrte Papst Pius XII., dass das Prinzip der allgemeinen Bestimmung der Güter von reichen Ländern fordere, bedürftige Migranten aus armen Ländern aufzunehmen.

Die Formulierung „allgemeine Bestimmung der Güter“ wurde vom Zweiten Vatikanischen Konzil geprägt: „Wie immer das Eigentum und seine nähere Ausgestaltung entsprechend den verschiedenartigen und wandelbaren Umständen in die rechtlichen Institutionen der Völker eingebaut sein mag, immer gilt es, achtzuhaben auf diese allgemeine Bestimmung der Güter.“ Das Konzil deutete damit an, dass man im Rahmen einer globalen Wirtschaft manchmal von traditionellen Wegen abweichen müsse, um dieses Prinzip in die Tat umzusetzen. Papst Paul VI. führte diese Einsicht in der Enzyklika *Populorum Progressio* aus, in der er hervorhob, dass die Verbindungen, die zwischen Menschen in verschiedenen Erdteilen entstanden sind, denen Verantwortung auferlegen, die in reichen Ländern leben. Wir können nicht damit zufrieden sein, im Überfluss zu leben, wenn in ärmeren Teilen der Welt Kinder verhungern.

UCH WENN die Katholische Kirche an Thomas von Aquins Position festhält, dass eine bestimmte Art von Privatbesitz gerecht sein kann, beharrte sie dennoch immer darauf, dass es noch erstrebenswerter sei, als Christ in einer Gemeinschaft zu leben, in der nicht nur der gemeinsame Gebrauch, sondern auch die gemeinsame Herstellung von Gütern erfolgt. Für gewöhnlich dachte man, dass eine vollständige Güterteilung für eine Gesellschaft als Ganzes zwar nicht förderlich wäre, es innerhalb von Klostergemeinschaften aber anders aussieht. Als Mönche haben wir uns dem geweiht, unser Leben als ein Bild für das kommende himmlische Jerusalem zu führen. Wir heiraten und vermählen uns nicht; wir ordnen uns im Gehorsam einer Leitung und einem Abt unter; wir teilen alles miteinander.

Seit den Anfängen der Mönchsbevewegung im dritten Jahrhundert in Ägypten wurde angenommen, dass die Güterteilung in enger Verbindung zu Zölibat und Gehorsam steht. Ohne die Freiheit von weltlichen Sorgen, die dem Zölibat entspringt (vgl. 1. Korinther 7,33), und der Disziplin des Gehorsams, wäre die Güterteilung nicht vorteilhaft. Und ohne Güterteilung und Achtsamkeit gegen die Anhäufung überflüssigen Reichtums, würden Zölibat und Gehorsam lax werden. Eines der Dinge, die ich an Gemeinschaften wie dem Bruderhof faszinierend finde, ist, dass sie offenbar ein Gegenbeispiel zu dieser uralten Weisheit bilden, und zwar insofern, als sie Gehorsam und Güterteilung ohne das Zölibat leben.

Mein eigenes Kloster, das Stift Heiligenkreuz in Österreich, lebt gemäß der Ordnung des Benedikt von Nursia. Benedikt war sehr klar in seinen Aussagen. „Vor allem“, so schreibt er, muss dieses Übel privaten Eigentums an der Wurzel aus dem Kloster abgetrennt werden.

Lasst niemanden fortfahren, etwas ohne die Anweisung des Abts zu geben oder anzunehmen, oder etwas sein Eigentum zu nennen. Nichts sei sein eigen: weder Buch, noch Schreibtäfel, noch Schreibgerät; gar nichts, da er noch nicht einmal die Macht über seinen eigenen Körper und Willen haben darf. Doch

lasst jeden auf den Abt des Klosters schauen, und empfangen, wessen er bedarf. Ebenso darf niemand etwas behalten, das der Abt nicht zuvor gegeben oder gewährt hat. Lasst alle Dinge allen gemein sein, wie geschrieben steht: „Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam“ (Apostelgeschichte 4,32).

Benedikt wollte, dass seine Mönche von der Arbeit ihrer eigenen Hände leben, und großzügig darin sind, die Güter, die sie erzeugen, mit den Armen und Reisenden zu teilen. Er erkennt an, dass Mönche manchmal ihre Erzeugnisse verkaufen müssen, um Dinge zu kaufen, die sie nicht selbst herstellen können. Doch er befiehlt ihnen, sie zu ihrem wahren Wert zu verkaufen, sodass das Ziel der Transaktion einen Tausch und nicht Profit darstellt: „Und was die Preise betrifft, lasst nicht das Übel der Gier herein, sondern lasst die Dinge immer etwas günstiger verkauft werden als durch weltliche Personen, sodass in allen Dingen Gott die Ehre erhält.“

Benedikts Form des klösterlichen Lebens erwies sich, vielleicht unerwartet, als das, was wir heute einen wirtschaftlichen Erfolg nennen würden. Die effiziente Arbeitsteilung, die sich in einer Gemeinschaft realisieren ließ, die ein Versprechen zum Gehorsam geleistet hatte, bedeutete, dass Klöster herausragend in der Güterproduktion waren. Das Prinzip, immer etwas günstigere Preise als nicht-klösterliche Produzenten zu haben, erwies sich als sehr wirkungsvoll, um Käufer anzuziehen.

Doch es gab auch eine latente Gefahr dabei. Viele Klöster wurden sehr reich und ihre großen Vorräte hatten einen schlechten Einfluss auf die klösterliche Disziplin. Dieses Problem verstärkte sich im Mittelalter, als die Klöster mehr und mehr in das Feudalsystem integriert wurden. Oft wurde Klöstern die Verwaltung über feudale Ländereien übertragen und auch die Herrschaft über die Leibeigenen, die diese Ländereien bearbeiteten. Im 11. Jahrhundert verbrachten die Mönche im großen französischen Kloster Cluny fast den ganzen Tag im Gebet. Sie lebten nicht mehr von der Arbeit ihrer *eigenen* Hände, wie es die Anordnung der Regel vorsah,

weil sie Leibeigene hatten, die für sie arbeiteten. Es ist nicht überraschend, dass die Leibeigenen sich manchmal gegen ihre klösterlichen Herren auflehnten, und dachten, dass sie einen ungerechten Anteil an dem Ertrag ihrer Arbeit nahmen.

Mein eigener Orden, der Zisterzienserorden, wurde teilweise als Antwort auf dieses Problem hin gegründet. Die Zisterzienser wollten zurück zu einer buchstäblichen Befolgung der Regel und von ihrer eigenen körperlichen Arbeit leben. Dennoch wurde auch im Zisterzienserorden bald der größere Teil der körperlichen Arbeit von ungelehrten „Laienbrüdern“ erledigt, also Bauern, die sich dem Kloster angeschlossen hatten, während die gebildeten „Chorbrüder“, die aus dem Adel stammten, sich mehr der intellektuellen Arbeit widmeten – dem Abschreiben von Manuskripten, der Lehre, dem Schreiben theologischer Abhandlungen – und häufigeren Stundengebeten. Wurden ihnen darüber hinaus Ländereien gegeben, um ein Kloster zu gründen, siedelten die Leute, die ihnen das Land gaben, oft die Leibeigenen um, die dort zuvor gewohnt hatten. Meine Abtei wurde 1133 gegründet, als der heilige Leopold III., Markgraf von Österreich, einen Teil seines Feudalbesitzes für unsere Gründung spendete. In den Wäldern hinter unserem Stift kann man immer noch einige Steinmauern sehen, die einst zu einem Dorf gehörten, dessen Bewohner umgesiedelt wurden, als das Kloster gegründet wurde. Ich frage mich oft, was die Leibeigenen, die dort lebten, dachten, als sie ihr Zuhause verlassen mussten. Später herrschten auch die Zisterzienser über die Bauern, die auf ihren Ländereien lebten.

SEUTE hat mein Stift noch immer viele Besitztümer, die uns im Mittelalter gegeben wurden, und wir leben im Grunde von dem Holz, dem Weizen und dem Wein, die dort wachsen. Ein paar Mönche bearbeiten immer noch das Land, aber aufgrund verschiedener Notwendigkeiten, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, „arbeiten“ die meisten Mönche nun als Pfarrer in den nahegelegenen Pfarrgemeinden, oder als Lehrer an unserer

Hochschule (so wie ich). Doch dies bedeutet, dass die meiste Arbeit in unseren Wäldern, auf unseren Feldern und in unseren Weinbergen heute von Lohnarbeitern geleistet wird. Unsere Arbeiter und Angestellte zitieren gern ein altes Sprichwort, das lautet: „Unterm Krummstab ist gut leben.“ Damit ist gemeint, dass die kirchlichen Herren (symbolisiert durch einen Hirtenstab) nachsichtiger sind als die weltlichen. Natürlich versuchen wir, im Umgang mit unseren Angestellten der katholischen Soziallehre zu folgen; wir zahlen ihnen einen Lohn, von dem sie leben können, usw.

Doch manchmal führt dies zu schwierigen Situationen. Beispielsweise hatten wir früher ein Sägewerk, in der das Holz aus unseren Wäldern weiterverarbeitet wurde. Wenn es uns möglich gewesen wäre, das Sägewerk nur mithilfe der Arbeit von Mönchen zu betreiben, wäre es profitabel gewesen, aber da wir Lohnarbeiter einstellen und ihnen einen angemessenen Lohn bezahlen mussten, war es nicht in der Lage, mit den großen Sägewerken der Konkurrenz mitzuhalten. Nachdem wir etliche Jahre durch dieses Sägewerk Verluste gemacht hatten, entschlossen wir uns, es zu schließen. Es war eine schwierige Entscheidung, und diese Schwierigkeit entsprang der fast unausweichlichen Notwendigkeit, mit dem kapitalistischen System in unserem Umfeld zu interagieren. Dieses System hat seine eigene Dynamik, der man kaum entrinnen kann.

GEMÄSS DEM PRINZIP der allgemeinen Bestimmung der Güter gehören *alle* entbehrlichen Güter dem Recht nach den Armen. Doch die Schwierigkeit besteht darin, zu bestimmen, was wirklich entbehrlich ist. Das menschliche Herz ist verschlagen und sehr begabt darin, sich selbst zu täuschen. Es ist für Gemeinschaften vielleicht einfacher als für Individuen, objektiv darüber zu urteilen. Doch selbst in Gemeinschaften kann man das finden, was Eberhard Arnold, der Mitbegründer des Bruderhofs, „kollektiven Egoismus“ nannte.

Meine eigene Erfahrung der gelebten Gütergemeinschaft im Kloster war befreiend. Da ich



N. C. Wyeth,
Bildausschnitt
zu Paul
Creswicks
Robin Hood

alles, was ich brauche, durch das Kloster erhalte, bin ich frei, mich dem Gebet, der theologischen Lehre und meinen anderen Pflichten zu widmen. Doch ich muss zugeben, dass Robin Hood mich wahrscheinlich kritisieren würde. Auch wenn mein Stift versucht, so viel wie möglich von unserem Einkommen wegzugeben, führen wir Mönche dennoch ein recht angenehmes Leben mit gutem Essen und geheizten Räumen. Benedikt listet die nötigen Dinge auf, die ein Mönch von seinem Abt erhalten soll: zwei Kutten, zwei Tuniken, Sandalen, Schuhe, ein Gürtel, ein Messer, ein Stift, eine Nadel, ein Taschentuch und eine Schreibtafel. Leider muss ich zugeben, dass ich neben Kutte und Tunika auch noch Mäntel, Jacken, Socken, eine Skiausrüstung usw. besitze. Aus der Schreibtafel ist heute ein Laptop geworden. Man gibt mir sogar ein monatliches Taschengeld, mit dem ich Bücher, Schokolade und anderen Luxus kaufen kann.

Doch natürlich sind wir – egal, ob Robin Hood mit uns einverstanden wäre oder nicht –, dankbar für die guten Dinge, die Gott gibt. Das vorrangige Ziel klösterlicher Armut besteht nicht darin, die Gaben zu verachten, die Gott der Menschheit gegeben hat, sondern Christus ähnlicher zu werden.

Es gibt eine Zeit für Fasten und Buße, aber es gibt auch eine Zeit zu Feiern und sich der Gaben der Schöpfung zu erfreuen. „Denn Johannes ist gekommen, er isst nicht und trinkt nicht und sie sagen: Er hat einen Dämon. Der Menschensohn ist gekommen, er isst und trinkt und sie sagen: Siehe, ein Fresser und Säufer“ (Matthäus 11,18–19).

Diese Lektion mussten auch die ersten Zisterzienser lernen. In den Anfangsjahren von Bernhard von Clairvaux' Kloster waren die Mönche nicht bereit, etwas zu essen, das gut schmeckte. Doch als sie der Bischof von Châlons-sur-Marne, Wilhelm von Champeaux, besuchte, brachte er ihnen bei, ihr Essen mit Dank einzunehmen: „Wenn ihr so handelt, seid ihr sicher, denn durch Gottes Gnade ist es für euren Verzehr geeignet geworden. Wenn ihr andererseits immer noch ungehorsam und ungläubig bleibt, widersteht ihr dem Heiligen Geist und seid so undankbar für seine Gnade.“

In den alten Balladen ist Robin Hood berühmt für seine ausgiebigen Festmähler im Wald. So wären wohl er und der Bischof zumindest in diesem Punkt einer Meinung gewesen. ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Esther Middeler.



Arbeiterinnen zum Billiglohn

Ausbeutung in Textilfabriken läuft wie eh und je

MARIA HENGEVELD

Näherinnen
in einer
Bekleidungs-
fabrik in
der Provinz
Bac Giang
(Vietnam,
2015)

FRAUEN STÄRKEN ZU WOLLEN, verkauft sich gut. So werden Empowerment-Botschaften wie „Du schaffst es, Mädchen!“ schon seit Jahren eingesetzt, um die Verkaufszahlen anzukurbeln, sei es für Schuhe, Duschgel oder Autos; und auch bei Sportartikeln machen sie sich bezahlt. Erst im Februar lancierte der Markenkonzern Nike seinen „Dream Crazier“-Werbespot mit US-Sportlerinnen wie Simone Biles, Serena Williams und Megan Rapinoe sowie einer mitreißenden Sprecherin: „... eine Frau, die Marathon lief, galt als verrückt ... Eine Frau, die boxte, galt als verrückt. Eine Frau, die den Ball im Basketballkorb versenkt? Verrückt. Eine, die ein Profiligat-Team im Basketball trainiert? Verrückt. Eine Frau, die mit Kopftuch in den Wettkampf geht, die die Sportart wechselt, mit dem Snowboard eine Dreifach-Drehung landet oder im Tennis drei- undzwanzig Grand-Slam-Titel holt, die ein Kind

bekommt und dann wieder einsteigt und weiter macht? Verrückt, verrückt, verrückt, verrückt und verrückt.“

Nike bedient sich dieses Themas schon seit längerem. Ursprünglich wurde mein Interesse an dieser Marke vor einigen Jahren geweckt, als ich von den Frauenförderprogrammen hörte, die die damalige Nike-Stiftung in Schwellenländern wie Uganda und Äthiopien bewarb. Diese von Nikes Wohltätigkeitszweig (dem heutigen Nike Community Impact Fund) finanzierten „Girl-Empowerment“-Programme zur Ermutigung und Stärkung von Mädchen und Frauen hatten Nike seinerzeit bei Frauengruppen und Entwicklungshilfeorganisationen ziemlich beliebt gemacht. War das noch derselbe Nike-Konzern, der Mitte der 90er Jahre von Feministinnen und Gewerkschaftsaktivisten wegen der weit verbreiteten Missstände in seinen Auslandsfabriken kritisiert worden war? Wie

Maria Hengeveld ist Autorin und Doktorandin der Universität Cambridge.

ergeht es den Frauen, die heute für Nike Sportschuhe und T-Shirts herstellen? Wie gestärkt fühlen sie sich? Diese Fragen führten mich 2016 nach Vietnam, wo ich feststellen musste, dass die Fabriken von Nike, seinem Frauenpower-Image zum Trotz, in Wahrheit der in den Werbespots angepriesenen Freiheit und Stärkung nach wie vor nicht gerecht wurden.

Mit Hao und drei ihrer Kolleginnen sprach ich an einem heißen Januarnachmittag 2016. Ich traf die Arbeiterinnen und eine Dolmetscherin vor dem Zimmer, das sich Hao mit ihrem Mann und ihren Kindern in einem Industriegebiet in der Nähe von Ho-Chi-Minh-Stadt, der größten Stadt Vietnams, teilte. Wir setzten uns im Kreis auf den Boden und sprachen über die Arbeit der Frauen in einer Schuhfabrik, die Nike mit Sportschuhen belieferte.

Haos Geschichte war typisch für die achtzehn, bei fünf verschiedenen Nike-Zulieferern beschäftigten Arbeiterinnen, die ich im Laufe eines Monats interviewte. Sie war erschöpft von den langen Arbeitstagen, dem extremen Arbeitsdruck, den täglichen Erniedrigungen, wenn ihre Arbeit für zu langsam oder fehlerhaft befunden wurde, und von dem Stress, den es ihr bereitete, mit dem niedrigen Lohn irgendwie über die Runden zu kommen. Am Ende des Monats musste sich Hao oft Geld leihen, um ihre Rechnungen begleichen zu können. „In meiner Mittagspause verkaufe ich Lotterielose“, erzählte sie, um ihre Schulden zurückzuzahlen. Doch das war ein riskantes Unterfangen: „Wenn mich mein Chef beim Verkauf erwischt, könnte er mich feuern.“ Ihre fünfjährige Tochter hatte Hao zu ihrer Familie im Norden Vietnams geschickt, weil ihr Geld nicht ausreichte, sie zu versorgen.

Der Fabrikalltag war alles andere als stärkend. Die Frauen zeigten mir Lohnabrechnungen und Fabrikordnungen, die gesetzwidrige Lohnstrafen, lange Arbeitszeiten sowie Löhne enthüllten, die nur einem Viertel dessen entsprachen, was die Arbeiterinnen benötigten, um ihren Familien eine angemessene Lebensqualität zu ermöglichen. Überstunden, so hieß es, seien nicht freiwillig, sondern Routine. Wenn die Liefertermine eng waren, durften sie nach Schichtende nicht gehen, selbst wenn sie Kinder hatten, die von der Schule abgeholt werden mussten. Von den zehn von mir befragten Müttern mit kleinen Kindern hatten sechs mindestens ein

Kind aus Geldnot weggeschickt und sahen es nur ein bis zwei Mal im Jahr. So steckten die Frauen in einer Zwickmühle: Bei dem Versuch, ihre Familien zusammenzuhalten, wurden diese auseinandergerissen.

Als ich Nike mit den Ergebnissen meiner Recherche konfrontierte und um eine Stellungnahme zu den von den Frauen beschriebenen Missständen bat, zeigte die Reaktion weder Überraschung noch besondere Betroffenheit. „Veränderungen brauchen ihre Zeit“, antwortete man mir und behauptete, dass die Arbeitsplätze zwar nicht menschenwürdig oder gut bezahlt seien und auch die Maßstäbe von Nikes „Empowerment“-Kampagnen nicht erfüllten, sich die Arbeitsstandards in Vietnams Bekleidungsbranche aber „mit der Zeit entwickeln“ und denen der Industrieländer angleichen würden.

Neben Nike gibt es indes zahlreiche andere multinationale Marken und Einzelhändler wie Gap und H&M, die ein System aufrechterhalten, das darauf *abzielt*, Arbeitsstandards zu senken. Nike hat mit Vietnam ganz bewusst ein Land ausgewählt, dessen Gesetze unabhängige Arbeitsrechtsgruppen und Streiks untersagen. Die Missstände und die Ohnmacht von Hao und ihren Kolleginnen sind keine Ausrutscher, sondern einkalkulierte Folgen eines Systems, das dazu dient, den Kampf der Arbeiter für menschenwürdige Arbeitsplätze zu unterdrücken. Denn dadurch, dass die Konzerne ihre Prioritäten auf die niedrigen Produktionskosten legen und mit Ländern Geschäfte machen, die die schwächste Arbeitsgesetzgebung haben, erzeugen Marken wie Nike, Zara, Gap und H&M das von Hao und ihren Kolleginnen beschriebene, extrem belastende und schwächende Arbeitsklima.

WIE DIE GESCHICHTE der US-amerikanischen Bekleidungsindustrie zeigt, haben sich Verbesserungen der Arbeitsbedingungen nie „mit der Zeit entwickelt“. Gewerkschaften und Streiks sind vielmehr unverzichtbar. Einer der berühmtesten und wirkungsvollsten Streiks, der „Aufstand der Zwanzigtausend“, wurde im November 1909 in New York von der ukrainischen Einwanderin Clara Lemlich angeführt. Die Arbeitsbedingungen waren für zehntausende Arbeiterinnen, darunter zahlreiche jugendliche Mädchen, die in Ausbeuterfabriken der Lower East Side von

Manhattan schufteten, unerträglich geworden. Die Löhne betragen nicht mehr als vier Dollar pro Woche, die wöchentliche Arbeitszeit lag bei über fünfundsechzig Stunden, die Fabriken waren gefährlich und unhygienisch, und sexuelle Belästigung war an der Tagesordnung. Gewerkschaftsorganisatoren wie Lemlich wussten, dass der einzige Weg, einen gerechten Anteil am Gewinn zu fordern und die

Arbeitgeber zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu zwingen, darin bestand, ihre kollektive Stärke als Arbeiter zu nutzen, um die Textilbranche stillzulegen.

Und genau das taten sie: Fast drei Monate lang trotzten zwischen zwanzig- und dreißigtausend Textilarbeiterinnen dem eisigen New Yorker Winter und zogen durch die Straßen von Lower Manhattan, um einzufordern, was ihnen zustand. Wie die feministische Historikerin Annelise Orleck in ihrer Studie *Common Sense and a Little Fire* schreibt, griffen die Fabrikanten

mit Unterstützung der städtischen Polizei zu harten und brutalen Maßnahmen gegen die Streikenden. Siebenhundert Frauen wurden während des Streiks verhaftet und von den Ordnungshütern als widerspenstig, unmoralisch und undankbar dargestellt. Lemlich selbst wurde siebzehn Mal verhaftet und erlitt sechs Rippenbrüche durch Polizeiknüppel.

Doch unterstützt von ihrer Gewerkschaft, wohlhabenden Verbündeten und einer wohlwollenden Medienberichterstattung hielten die Frauen stand. Anders, als es die männlichen Gewerkschaftsführer zu Beginn des Streiks erwartet hatten, erreichte der Streik zahlreiche seiner Ziele, darunter die Anerkennung von Gewerkschaften, die 52-Stunden-Woche sowie Lohnerhöhungen. Die positive Bilanz des Streiks bewies, dass Gemeinschaftsaktionen in der Bekleidungsindustrie sowohl möglich als auch wirkungsvoll waren, und löste eine Welle von Textilarbeiterstreiks in anderen Städten aus.

Die durch den Aufstand erzielten Erfolge spielten eine entscheidende Rolle bei der Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den Textilfabriken. Doch

auch die verfehlten Ziele sollten schwerwiegende Folgen haben. Mehrere Fabrikbesitzer, darunter Max Blanck und Isaac Harris von der Triangle Hemdblusenfabrik, lehnten die Forderungen der Streikenden ab, Sicherheitsrisiken zu beheben. So brach am 25. März 1911, ein Jahr nach Beendigung des Aufstands, im achten Stock des Fabrikgebäudes ein Feuer aus, bei dem 146 Triangle-Arbeiter, darunter zahlreiche Teilnehmerinnen des Aufstands, verbrannten oder in den Tod sprangen.

Die Todesopfer des Triangle-Brandes und die durch den Aufstand ausgelöste Streikwelle rüttelten die Arbeiterbewegung wach und erzwangen landesweit eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Orleck zufolge befanden sich Lemlich und ihre Mitstreiterinnen „im Zentrum eines Sturms, der dazu führte, dass bis 1919 die Hälfte aller Textilarbeiterinnen in die Gewerkschaften eintraten“. In der Folgezeit wurde ein Großteil der von US-Präsident Franklin D. Roosevelt eingeführten fortschrittlichen Arbeitsgesetzgebung von Arbeitsrechtskämpferinnen entworfen oder inspiriert. Viele von ihnen hatten den Brand selbst miterlebt oder Freundinnen durch ihn verloren. Die verbesserten Arbeitsbedingungen waren nicht das Ergebnis einer zwangsläufigen Entwicklung, sondern der Opfer und des Mutes der New Yorker Textilarbeiterinnen.

GENAU WIE VOR einhundert Jahren beschäftigt die Bekleidungsindustrie auch heute bevorzugt Mädchen und Frauen. Schließlich eignen sich die „geschickten Finger“ von Frauen angeblich von Natur aus bestens für die feineren Fließbandarbeiten. Vor allem aber gelten Frauen als gefügiger und neigen vermeintlich weniger als Männer dazu, Unruhe zu stiften. Oder wie es der Personalchef einer Fabrik in Taiwan gegenüber der US-amerikanischen Anthropologin Linda Gail Arrigo ausdrückte: „Junge, männliche Arbeiter sind zu unstet und ungeduldig für monotone Arbeiten ohne Karrierewert. Wenn sie unzufrieden sind, sabotieren sie die Maschinen und bedrohen sogar den Vorarbeiter. Aber Frauen? Im schlimmsten Fall weinen sie ein wenig.“

Wie passt diese frauenfeindliche Sichtweise zum Kampfgeist von Clara Lemlich und den Zehntausenden, die Anfang des 20. Jahrhunderts für ihre

Sie durften nach Schichtende nicht gehen, wenn die Liefertermine eng waren, selbst wenn sie Kinder hatten, die sie von der Schule abholen mussten.

Rechte kämpfen? Überhaupt nicht! Textilarbeiterinnen haben stets für ihre Rechte gekämpft. Der Unterschied zwischen 1909 und heute besteht allein darin, dass sich die Gewalt gegen die Arbeiterinnen damals vor den Augen der Hemdblusen tragenden New Yorker Mittel- und Oberschicht abspielte, während heutzutage die meisten kollektiven Aktionen der Arbeiterinnen und die Methoden, mit denen gegen sie vorgegangen wird, dem Auge des Verbrauchers weitgehend verborgen bleiben.

Das globale Zulieferersystem führt zu einer folgenreichen Distanz zwischen den die Aufträge vergebenden Managern westlicher Markenkonzerne und den Fabrikmanagern, die die Arbeitskosten so niedrig wie möglich halten. Mit den Seitennähten der T-Shirts wurde auch die schmutzige Praxis der Gewerkschaftsunterdrückung ausgelagert, so dass es für Markenfirmen heute einfacher ist wegzuschauen als je zuvor.

Trotz dieser Hindernisse gehen in Vietnam, Bangladesch und andernorts immer wieder Textilarbeiterinnen auf die Straße, um eine menschenwürdige Arbeit und faire Löhne zu fordern. 2008 traten in Vietnam rund zwanzigtausend Arbeiterinnen aus Zulieferfabriken von Nike in einen Streik für bessere Löhne und Arbeitsbedingungen. Mindestens sieben Frauen wurden von der Unternehmensleitung wegen Anstiftung zur kollektiven Aktion entlassen. Als eine Untergrund-Arbeitsrechtsgruppe Nike aufforderte, Druck auf seine Zulieferer auszuüben, damit die Frauen wieder eingestellt würden, versteckte sich Charles Brown, Nikes damaliger Direktor für globale Unternehmensverantwortung, hinter Vietnams restriktivem Regime. „Es ist wichtig“, hieß es in seiner Antwort, „dass die Arbeiterinnen die Grenzen ihrer gesetzlichen Rechte und die Rechte und Pflichten der Arbeitgeber in Vietnam verstehen“, einschließlich, so betonte er, des Rechts der Arbeitgeber, streikende Arbeiter zu entlassen, wenn sie fünf Tage lang nicht zur Arbeit erscheinen. Brown ließ den Mangel an Arbeitsrechten in Vietnam wie eine bedauerliche Überraschung klingen. In Wirklichkeit hatte Nike Vietnam gerade deswegen ausgewählt, weil die Arbeiter dort über keinerlei Mittel verfügen, um zu erstarken.

DIE ENTWICKLUNG von Nikes Lieferkette und die Auswahl seiner Zulieferer verdeutlichen, wie der Unterbietungswettbewerb in Zeiten der Konzernglobalisierung funktioniert. Eines der ersten Outsourcing-Ziele von Nike in den 1970er Jahren war Südkorea, ein Land, das damals unter einer Militärherrschaft stand, die den Arbeitern nur geringe Möglichkeiten ließ, sich zu organisieren. Wie seinerzeit von den US-amerikanischen Journalistinnen Barbara Ehrenreich und Annette Fuentes in der feministischen Zeitschrift *Ms. Magazine* sowie von Ruth Pearson und Diane Elson im Wissenschaftsjournal *Feminist Review* beschrieben, waren die Arbeitsbedingungen für die Arbeiterinnen, von denen viele in überfüllten Räumen unweit der Fabriken wohnten, extrem hart. So berichtete die Nähmaschinenarbeiterin Min Chong Suk von 16-stündigen Arbeitstagen, Hungerlöhnen und Gesundheitsrisiken: „Wenn [die Lehrlinge] die Fadenreste von den Kleidungsstücken abschütteln, füllt sich der ganze Raum mit Staub, und es fällt schwer zu atmen. Da wir in einer derart staubigen Luft arbeiten, erkrankten immer mehr Menschen an Tuberkulose, Bronchitis und Augenerkrankungen.“ Min Chong Suk befürchtete, dass „niemand weiß, dass unser Blut unter Seufzen und Klagen mit den Fäden und Nähten verschmilzt“.

Versuche der koreanischen Arbeiterinnen, kollektive Aktionen durchzuführen, wurden in mindestens einem Fall von „Eingreiftruppen“ gewaltsam niedergeschlagen, die „bewaffnet mit Eisenstangen und mit Eimern, die mit menschlichen Exkrementen gefüllten waren“ in das Organisationsbüro der Frauen eindringen, „die Büroeinrichtung zerschlugen und die Fäkalien auf die Körper der Frauen und in ihre Haare, Augen und Mäuler schmierten“.

Als es den Frauen schließlich gelang, bescheidene Lohnerhöhungen durchzusetzen und sie sogar dazu beitrugen, die Militärregierung zu stürzen, ließ Nike sie im Stich. „Als Reaktion auf das entstandene Selbstvertrauen der südkoreanischen Arbeiterinnen“, schreibt die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Cynthia Enloe, „begannen der Sportschuhkonzern und seine Zulieferer in den späten achtziger und neunziger Jahren, mehrere ihrer südkoreanischen Fabriken zu schließen. [...] Nach

dem Wegfall dieser besonderen Art der Mitarbeiterkontrolle, wie sie nur eine autoritäre Regierung bieten kann,“ zogen die Firmenchefs von Nike und anderen europäischen und US-amerikanischen Sportschuhfirmen nach Indonesien, China und Thailand weiter.

Anfang der 90er Jahre schließlich zwangen „Enthüllungsbereichte über Billiglohnfabriken“ von Exportherstellern in Indonesien, Vietnam, Thailand, Honduras und anderen Ländern die Markenkonzerne dazu, sich mit der Kehrseite ihres Outsourcing-Modells auseinanderzusetzen: dem Risiko von Imageschäden. Denn es zeigte sich, dass die Verbraucher keine in Billiglohnfirmen hergestellten Schuhe oder Hemden tragen wollten und die Wir-halten-uns-heraus-Haltung des Outsourcing-Systems für gewissenlos hielten. Aktivistengruppen, Studenten und Konsumenten sahen die Markenkonzerne in der Verantwortung.

Zunächst stritt Nike jedoch jegliche Verantwortlichkeit ab. Weshalb, hieß es, sollte der Konzern für die Arbeitsbedingungen seiner Geschäftspartner in Indonesien verantwortlich gemacht werden? Nike, so das Argument, ist ein Schuhhersteller und nicht die Vereinten Nationen. Darüber hinaus erklärte ein Unternehmenssprecher: „Die Löhne mögen zwar niedrig sein, aber es ist immer noch besser, als gar keine Arbeit zu haben.“ Als Alternative, so der Sprecher, bliebe den Frauen sonst nur, „in der Tropensonne Kokosnussfleisch [zu] ernten“. Obwohl der Druck der Verbraucher dazu geführt hat, dass Marken wie Nike in den Fabriken Kontrollsysteme eingeführt haben (die von Gewerkschaften und Arbeitsrechtsexperten als zu schwach, unwirksam und intransparent kritisiert wurden), wird das Argument, dass „ein schlechter Job besser ist als gar keiner“ nach wie vor häufig angeführt, um die Bedingungen zu rechtfertigen, unter denen die Waren und Gewinne erzeugt werden.

Doch Nikes Haltung ist keineswegs die Ausnahme. 2013 befragte ein Journalist der

US-Tageszeitung *Huffington Post* den Chef der italienischen Modemarke Benetton, Biagio Chiarolanza, zur Rolle seines Unternehmens beim Einsturz der Rana-Plaza-Fabrik in Bangladesch – einem Industrieunfall, der über 1134 Textilarbeiterinnen das Leben kostete und der, wie der Triangle-Fabrikbrand von 1911, gänzlich vermeidbar gewesen wäre. Konzernchef Chiarolanza antwortete dem Reporter, dass nicht Benetton, sondern die Subunternehmer die Schuld trügen. Lässt man die Lieferkette als Ganzes außer Acht, könnte dieses Argument durchaus überzeugen. Doch wenn das Leid und die Ausbeutung am unteren Ende im direkten Zusammenhang mit den Profiten an der Spitze gesehen und als Verteilungsproblem statt als unvermeidbare Folge des Outsourcing verstanden werden, wird eine Rechtfertigung schwieriger. So wie der tödliche Triangle-Fabrikbrand die vermeidbare und unnötige Folge eines asymmetrischen Machtverhältnisses war, war die Rana-Plaza-Katastrophe das Ergebnis eines globalen Wirtschaftssystems, dessen Ziel es ist, den Regierungen und Unternehmen der ärmsten Länder einen unbarmherzigen Konkurrenzkampf um westliche Aufträge aufzuzwingen.

Wenn wir das Argument, „ein schlechter Job ist besser als gar keiner“, gelten lassen, müssen wir die extremen Machtungleichgewichte heutiger Lieferketten von Modeunternehmen als natürlich und unvermeidlich hinnehmen, anstatt sie als das zu sehen, was sie sind: ein absichtlich gestaltetes Ausbeutungssystem, das radikal verändert werden müsste.

DIE SUCHE nach billigen Arbeitskräften geht weiter. Gegenwärtig führt sie zahlreiche Markenfirmen in ein Land, in dem es für Arbeiter der Privatwirtschaft keinen gesetzlichen Mindestlohn gibt: Äthiopien. 2017 weilte ich mehrere Wochen in diesem ostafrikanischen Land und sammelte, unterstützt durch Recherchepartner vor Ort, die Erfahrungsberichte von über vierzig Textilarbeiterinnen aus vier Zulieferfabriken von H&M und PVH, dem Inhaber der Marken Calvin Klein und Tommy Hilfiger.

Beim größten äthiopischen H&M-Zulieferer berichteten die Arbeiterinnen von bis zu sechsundfünfzig unbezahlten Überstunden im Monat. Eine

Die meisten kollektiven Aktionen der Arbeiterinnen und die Methoden, mit denen gegen sie vorgegangen wird, bleiben dem Auge des Verbrauchers weitgehend verborgen.

23-jährige Arbeiterin dieser Fabrik erzählte, dass sie häufig ihren Abendschulunterricht verpasse, weil ihr Chef sie nach Schichtende nicht gehen lasse. Als sie einmal trotzdem ging, bestrafte er sie mit einem ganzen Tag Lohnabzug. Die Lohnabrechnungen und Unterlagen, die sie und ihre Kolleginnen mir zeigten, enthüllten, dass den Frauen nur ein Bruchteil ihrer Überstunden bezahlt wurde. Obwohl der durchschnittliche Stundenlohn der befragten Arbeiterinnen in den Fabriken achtzehn Cent betrug, verdienten einige von ihnen nur zwölf Cent pro Stunde, wenn die unbezahlten Überstunden eingerechnet wurden. Viel zu lange Arbeitszeiten, sexuelle Belästigung, extremer Arbeitsdruck und eine Arbeitsatmosphäre, in der es so heiß und staubig ist, dass immer wieder Arbeiterinnen an ihren Arbeitsplätzen zusammenbrechen: Die Ähnlichkeit mit den Missständen von 1909 ist augenfällig. Und auch heute wird die Bekleidungsindustrie nur dann Fortschritte machen, wenn die Arbeiterinnen neue Wege finden, das Machtungleichgewicht, das Markenkonzerne und Einzelhändler mit Unterstützung der politischen Eliten gezielt zugespitzt haben, in Frage zu stellen und zu korrigieren.

ES ENTBEHRT NICHT DER IRONIE, dass sich die Nike Foundation zwar wohlwärtig für „Empowerment“ einsetzt, wahre Erstarkung von Frauen jedoch genau das ist, was Nike in seiner eigenen Unternehmenstätigkeit nicht unterstützt. Die Arbeit der Konzernstiftung ist dementsprechend auch keine großzügige Investition zugunsten von Frauenrechten, sondern eine intelligente Geldanlage zur Wiederherstellung des Firmenimages. Geld in seine Stiftung und Kommunikationsabteilung zu stecken, kostet Nike schließlich viel weniger, als dafür zu sorgen, dass die Arbeiterinnen einen Lohn erhalten, der ausreicht, um ihre Familien zusammenzuhalten. Die Wohltätigkeitskampagnen und Initiativen „sozialer Unternehmensverantwortung“ dienen lediglich dazu, den Riss zwischen dem Konzern, bei dem die Verbraucher einkaufen wollen, und demjenigen, den sie moralisch verurteilen, zu kitten.

Doch es war die kollektive Erstarkung durch Gewerkschaften, Streiks und die Durchsetzung von Arbeitsgesetzen, die zwischen 1910 und 1940 zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den

US-amerikanischen Fabriken führte. Heutzutage fürchten Markenkonzerne die Gewerkschaften nicht mehr, weil sie die Produktion in Länder ausgelagert haben, in denen unabhängige Arbeitnehmervertretungen entweder schwach sind oder gar nicht existieren. Was Marken und Einzelhändler jedoch sehr wohl fürchten, sind negative Enthüllungen. Sie haben sich als eines der sehr wenigen Mittel erwiesen, mit denen sie gezwungen werden können, das Richtige zu tun.

Das ist genau der Grund, warum wir und die Politiker, die uns auf globaler Ebene vertreten, nicht mehr wegschauen dürfen.

Stattdessen sollten wir nach neuen Strategien suchen, um das Machtungleichgewicht zu korrigieren, das für die unnötige Ausbeutung und die tödlichen Unfälle in den Fabriken verantwortlich ist, in denen unsere Sportschuhe und T-Shirts hergestellt werden. Das bedeutet, dass wir unsere Stärke als Wähler und Verbraucher nutzen müssen, um eine neue Art von Handelsabkommen zu fordern – Handelsabkommen, die starke Arbeitsrechte und existenzsichernde Löhne voraussetzen. Ganz im Sinne von Clara Lemlich, als sie, der Diskussionen müde, ob gestreikt werden solle oder nicht, erklärte: „Ich bin Arbeiterin. Ich gehöre zu denen, die sich im Streik gegen die unerträglichen Verhältnisse befinden. Ich habe es satt, Rednern zuzuhören, die in Allgemeinplätzen sprechen. Wir sind hier, um zu entscheiden, ob wir streiken wollen oder nicht. Ich stelle den Antrag, jetzt einen Generalstreik auszurufen.“

Humane Arbeitszeiten? Verrückt. Ein existenzsichernder Lohn? Verrückt. Befreiung von Belästigung und Erniedrigung? Verrückt. Mutterschaftsurlaub? Verrückt. Tarifverträge und Streikrecht? Verrückt, verrückt, verrückt, verrückt und verrückt.“ ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Natalie Krugiolka.

Das Argument, dass „ein schlechter Job besser ist als gar keiner“ wird nach wie vor angeführt, um die Bedingungen zu rechtfertigen, unter denen die Waren und Gewinne erzeugt werden.



Nicht so einfach

Notizen aus einem Leben ohne
Technologie

MARK BOYLE

Wer hat nicht schon einmal davon geträumt, ein gesünderes, weniger hektisches Leben zu führen? Vor zehn Jahren begann der Wirtschaftswissenschaftler Mark Boyle, ohne Geld zu leben. Vor zwei Jahren kehrte er aller modernen Technologie den Rücken. Wir haben ihn gefragt, was er gelernt hat, seit er sein „Stupidphone“ losgeworden ist und sich aus allen antisozialen Netzwerken abgemeldet hat.

In der Nacht vor der Wintersonnenwende 2016 um etwa elf Uhr abends zog ich den Stecker aus meinem Laptop aus und schaltete mein Handy aus, in der Hoffnung, dass es endgültig ist. Ich hatte gerade ein kleines Strohballenhaus fertiggestellt, das ich in jenem Sommer auf dem halb verwilderten anderthalb Hektar großen Grundstück, auf dem ich lebe, gebaut hatte. Am nächsten Morgen wollte ich ein neues Leben ohne moderne Technologie anfangen: Kein fließendes Wasser, keine fossilen Brennstoffe, keine Uhr, kein Strom und nichts, was Strom bräuchte: weder Waschmaschine noch Internet, Telefon, Radio oder Glühbirne. Ich machte mir keine Illusionen darüber, dass es die romantische ländliche Idylle werden würde, als die es manchmal dargestellt wird. Ich wollte direkt vom Land leben, ohne Kettensäge, Elektrowerkzeuge oder Traktor.

Am nächsten Morgen wachte ich mit gemischten Gefühlen auf. Einerseits fühlte ich mich befreit, wie man sich fühlt, wenn man das Leben aufs Wesentliche reduziert und keine Rechnungen mehr zu bezahlen hat. Andererseits



Mark Boyle schreibt für den Guardian und ist der Autor von The Way Home: Tales from a Life without Technology (Oneworld, 2019), worauf dieser Artikel basiert. Er lebt in Irland.

war ich angespannt, weil ich alles aufgab, was ich je gekannt hatte und praktisch alle Brücken zur modernen Welt abgebrochen hatte. Damals wusste ich nicht: Werde ich den Kontakt mit der Realität verlieren, oder ihn endlich finden, wenn ich den Stecker zur industriellen Welt herausziehe?

Leben ohne Geld

Acht Jahre zuvor hatte ich begonnen, ohne Geld zu leben. Das war ursprünglich als einjähriges Experiment mit dem, was Anthropologen „Geschenkultur“ nennen, geplant. Ich wollte sehen, ob es möglich ist und wenn ja, wie es aussieht und sich anfühlt. Das war keine leichte Entscheidung gewesen. Als Betriebswirtschaftler war ich zu dem ernüchternden Schluss gekommen, dass im Mittelpunkt unserer ökologischen, geopolitischen, sozialen und

kulturellen Misere unsere extreme Abkopplung von den Quellen dessen, was wir konsumieren, stand. Geld, so war meine Überlegung, gestattet uns, nie in direkten Kontakt mit den Folgen unserer konsumorientierten Lebensweise zu kommen. Je größer die Trennung, desto mehr Raum für Missbrauch.

Aber während der

Verzicht auf Geld mir sicherlich half, mich aus den Klauen des räuberischen Kapitalismus zu befreien, war ich der Industrie noch nicht entkommen. Damals benutzte ich Solarmodule, die einige der Dinge antrieben, die es nur in einer auf Geld basierten, industrialisierten Wirtschaft geben kann: LEDs, ein Laptop und technische Geräte aller Art. Ich fühlte mich damit unwohl und kam langsam zu dem Schluss, dass nicht nur die Geldwirtschaft und der Kapitalismus im Mittelpunkt des Zusammentreffens der uns bevorstehenden Krisen standen. Es war auch die Industriegesellschaft.

Ich schreibe heute nicht viel über die Gründe, warum ich mich von der industriellen Zivilisation

getrennt habe. Das liegt zum Teil daran, dass wir diese Gründe tief in unserem Inneren bereits ganz genau kennen, und es ist nicht aus Mangel an Informationen, dass wir diesen Weg weiter beschreiten. Ich könnte ein paar nennen: das Massensterben von Arten; Kriege um Rohstoffe; kultureller Imperialismus; Klimakatastrophe; umfassende Überwachung, Standardisierung; die Kolonisierung von unberührten und indigenen Gebieten, die Fragmentierung der Gemeinschaft; die Automatisierung von Millionen von Arbeitsplätzen mit der unweigerlichen Ungleichheit und der daraus resultierenden Sinnlosigkeit, die Demagogen einen fruchtbaren Boden bieten, um die Macht an sich zu reißen. Der rapide Niedergang der psychischen Gesundheit; der Anstieg von Zivilisationskrankheiten wie Krebs, Herzerkrankungen, Diabetes, Depressionen, Autoimmunerkrankungen und Fettleibigkeit; die Tyrannei schneller, unablässiger Kommunikation und das Suchtpotenzial der seichten Unterhaltung (Filme, Pornografie, Fernsehserien, Produktneuheiten, Promi-Klatsch, Online-Partnervermittlung und Nachrichten rund um die Uhr), die hinter unseren Bildschirmen existiert und deren Ziel die Monetarisierung unserer Ablenkung zu sein scheint.

Diese Bedenken sind nach wie vor von enormer Bedeutung. Doch überraschenderweise bemerkte ich, dass sich meine Gründe im Laufe der Zeit langsam änderten. Sie haben jetzt weniger mit der Rettung der Welt zu tun, sondern viel mehr mit dem Genuss der Welt. Wir müssen die Welt genießen.

Realität ohne Filter

Ich wollte meinen Finger wieder auf den Puls des Lebens legen. Ich wollte die Gewalt der Elemente spüren, den ganzen überflüssigen Unsinn loswerden und die ungefilterte Realität meiner Existenz voll auskosten. Ich wollte Vertrauen, Freundschaft und Gemeinschaft kennenlernen, nicht nur den äußeren Anschein davon. Ich wollte mein Leben nicht damit verbringen, meinen Unterhalt zu verdienen, ich wollte es wirklich leben.

Vor allem wollte ich ein Tier sein, ein ganzer Mensch. Ich wollte Kälte, Hunger und Furcht empfinden. Ich wollte leben, nicht nur vegetieren. Wenn meine Zeit kommen würde, wollte ich bereit

Werde ich den Kontakt mit der Realität verlieren, oder ihn endlich finden, wenn ich den Stecker zur industriellen Welt herausziehe?

sein, ruhig und besonnen in die Wälder zu gehen, damit sich das Leben dort von meinem Fleisch ernähren kann, so wie ich mich von ihrem ernährt hatte. Krähen sollten meine Augen essen, ein Fuchs an meinem Gesicht nagen, ein wilder Hund meine Knochen lecken und ein Marder mein Beinfleisch verzehren. Es schien nur fair zu sein.

Jetzt denken wahrscheinlich alle, ich hätte akute masochistische Tendenzen. Ich könnte es niemandem verübeln. Seltsamerweise ist das Gegenteil näher an der Wahrheit. Bei Begriffen wie „aufgeben“, „ohne etwas auskommen“, und „aufhören“ besteht immer die Gefahr, dass sie einschränkend und asketisch klingen und dass die Aufmerksamkeit nicht auf den Gewinn, sondern auf den Verlust gelenkt wird. Von Alkoholikern sagt man eher, dass sie „das Trinken aufgeben“, als dass sie ihre „Gesundheit und Beziehungen verbessern.“ Meiner Erfahrung nach sind Verlust und Gewinn ein ständiger Teil unseres gesamten Lebens. Wir treffen immer Entscheidungen, ob wir es wissen oder nicht. Den größten Teil meines Lebens habe ich mich aus Gründen, die vollkommen schlüssig waren, für Geld und Maschinen entschieden und mich unbewusst dafür entschieden, ohne die Dinge zu leben, die dadurch verdrängt wurden. Die Frage, die jeden von uns betrifft und die wir uns zu selten stellen, lautet: Was sind wir bereit zu verlieren, und was wollen wir gewinnen, während wir durch unser kurzes, kostbares Leben stolpern?

Verkomplizierung

Meine jetzige Lebensweise wird oft als „einfaches Leben“ bezeichnet, aber das ist völlig irreführend. In Wirklichkeit ist es sehr komplex und besteht aus tausend einfachen Dingen. Im Gegensatz dazu war mein altes Leben in der Stadt ziemlich einfach, bestand aber aus tausend komplexen Dingen wie Smartphones und Steckdosen und Plastik. Die unzähligen Technologien der industriellen Zivilisation sind so komplex, dass sie unser Leben einfacher machen.

Zu einfach. Zum einen langweilte es mich, Tag für Tag dasselbe zu tun und komplexe Technologien zu benutzen, die, wie ich vermutete, auch



diejenigen langweilten, die sie herstellten, . Das ist mit ein Grund, warum ich sie abgelehnt habe. Mit allen Schaltern, Knöpfen, Websites, Fahrzeugen, Geräten, Unterhaltungsangeboten, Apps, Elektrowerkzeugen, Dienstleistern und Annehmlichkeiten um mich herum, fand ich heraus, dass es für mich fast nichts mehr zu tun gab, außer, das Geld zu verdienen, um all diese Dinge zu erwerben. Deshalb wünschte ich mir, mein Leben „zu verkomplizieren, nicht zu vereinfachen“, wie Kirkpatrick Sale es in *Human Scale* beschrieb.

Seit ich ohne fließendes Wasser, Strom und Maschinen lebe, ist mein Leben sicherlich komplexer geworden. Da ich kein WC habe, fängt mein Tag damit an, dass ich meine Komposttoilette in eine der Kompostierbuchten entleere, deren Inhalt ich achtzehn Monate später für den Anbau von Lebensmitteln verwenden werde. Von dort geht es zur Quelle, um das tägliche Wasch- und Trinkwasser zu holen. Unterwegs treffe ich Nachbarn und unterhalte mich mit ihnen. Danach gibt es viele Möglichkeiten: Apfelwein herstellen, Baumstämme aus dem Wald holen, die von Hand zersägt und gespalten werden müssen, Pflanzen und Beeren sammeln, Gemüsebeete düngen, Bäume pflanzen, einen überfahrenen Fasan oder Hirsch



häuten, Saatgut pflanzen, den Kräutergarten jäten, im See baden, einen Löffel schnitzen. Oder eines von hundert anderen Dingen, die die moderne Welt früher für mich erledigt hat.

Ich glaube, wenn die Leute vom „einfachen Leben“ sprechen, meinen sie das einfache Wesen all dieser Sachen, ihre zeitlose Einfachheit. Eines habe festgestellt: Wenn man die Plastikfolie abzieht, in die die industrielle Zivilisation einen einschweißt, ist das, was übrig bleibt, extrem einfach. Gesundes Essen. Begeistert sein. Frische Luft. Sich lebendig und am richtigen Platz fühlen. Gutes Wasser. Sinn. Nähe. Eine pulsierende, tiefe Verbindung zum Leben. Das alles sind Dinge, auf die ich zu lange verzichtet hatte.

Ein Teil unserer Sehnsucht ist es, eine tiefere Verbundenheit zu anderen Menschen zu empfinden. Als ich mich zum ersten Mal entschied, komplexe Technologien aufzugeben, war meine größte Sorge, dass ich mich von meiner Familie, meinen Freunden und dem Rest der Gesellschaft isolieren würde. Schließlich geht in der heutigen Gesellschaft nichts mehr ohne Smartphones, Websites, E-Mails und soziale Netzwerke. Aber das Gegenteil hat sich als wahr erwiesen. Mit denen, die mir wichtig sind, bleibe ich jetzt brieflich in Kontakt, und einen richtigen Brief zu schreiben hat eine ganz andere Qualität des Denkens und Formulierens als E-Mail oder SMS. Ich habe so viele soziale Kontakte wie nie zuvor mit meinen Nachbarn und denen, die mir nahestehen, seit ich keine sozialen Netzwerke mehr benutze, und

viele Leute kommen und wohnen für eine Zeit in der kostenlosen Unterkunft, die wir auf unserem Grundstück haben. Genauso wichtig ist, dass ich mittlerweile die stille Zeit zum Nachdenken in der Natur genauso schätzen gelernt habe wie die Zeit, die ich mit anderen Menschen verbringe.

Was ich esse

Mein Verhältnis zur Nahrung und damit zur Welt um mich herum hat sich dramatisch verändert. Als ich ohne Geld lebte, war ich über ein Jahrzehnt lang Tierschützer und lebte streng vegan. Heutzutage lebe ich von der Landschaft um mich herum. Die meisten Mahlzeiten bestehen aus Hechten oder Forellen, Kräutern oder Beeren und Kartoffeln, Gemüse und Salaten, die ich selbst gefangen bzw. gesammelt oder angebaut habe, außerdem überfahrene Tiere, die ich finde, meistens Rehe, Fasane oder Tauben. Es ist nicht jedermanns Geschmack, aber ich weiß, woher meine Nahrung kommt, ich weiß, was sie mit sich bringt, und ich war mir noch nie so bewusst, dass mein eigenes Leben davon abhängt, wie vertraut ich mit der Umgebung bin, in der ich lebe.

Diese Umstellung war nicht einfach. Ich liebe Tiere, und daher töte ich nur widerwillig, aber ich bin ein Mensch und ich muss essen. Auf der anderen Seite verletze ich mehr Lebewesen im Laufe eines Vormittags im Gemüsegarten als wenn ich ein ganzes Jahr lang fische. Während ich Grausamkeit noch immer genauso ablehne wie früher, habe ich kein Problem mehr mit dem Tod. Tod ist Leben, und nichts existiert ohne ihn. Das Problem entsteht, wenn Töten im industriellen Ausmaß stattfindet, weil dann für uns abstrakt und unwirklich wird. Ich glaube auch, dass mein früheres, sogenanntes veganes Leben nicht wirklich vegan war. Autos sind nicht vegan. Handys sind nicht vegan. Plastik ist nicht vegan. Vitamine aus der Dose sind nicht vegan. Eiweißriegel, Kichererbsen, Soja und Hanfsamen – nichts davon ist wirklich vegan. Das alles ist das Resultat einer politischen Ideologie, die das sechste Massenaussterben von Arten verursacht, die einen Lebensraum nach dem anderen vernichtet und die Umwelt vergiftet, so dass die Erde für die meisten Lebewesen unbewohnbar wird – uns eingeschlossen.

Befreiung von der Uhr

Als ich die moderne Technologie aufgab, wollte ich auch die Zeit aufgeben. Natürlich nicht die Jahreszeiten und den unentrinnbaren natürlichen Tag-Nacht-Rhythmus, sondern die Uhrzeit. Ich weiß, dass das versponnen, unpraktisch und seltsam klingen mag, aber es ist das Herzstück des Lebens, das ich führen möchte. Jay Griffiths' Buch *Pip Pip* hat mich in der Erkenntnis bestärkt, wie neu das Konzept der Uhrzeit in der Kulturgeschichte ist und wie ideologisch und politisch es seinem Wesen nach ist. Uhrzeit ist wichtig für Industrie, Massenproduktion, Arbeitsteilung und Spezialisierung, Skaleneffekte und Standardisierung – im Grunde all das, was ich hinter mir lassen möchte. In ihrem typischen Stil nennt Griffiths Greenwich Mean Time die „gemeinste aller Zeiten.“

Mein Verhältnis zur Zeit hat sich drastisch verändert, seit ich keine Uhr mehr habe. Alles dauert etwas länger. Es gibt keinen elektrischen Wasserkocher, mit dem ich in drei Minuten einen Tee kochen könnte, und keinen Supermarkt, in den ich gehen könnte, um mal schnell eine Pizza oder ein Brot zu kaufen. Aber hier kommt das Seltsame: Ich habe mehr Zeit als vorher. Wenn ich mit meinem Bleistift schreibe, kann ich nicht durch Clickbait oder Werbung abgelenkt werden. Das Tempo des Lebens ist entspannter, mit weniger Stress. Ich bin nicht nur mit dem Rhythmus der Jahreszeiten im Einklang, sondern auch mit den Rhythmen meines eigenen Körpers. Anstelle eines Weckers wache ich auf, wenn die Vögel anfangen zu singen, und ich habe noch nie so gut geschlafen. Wenn ich alles fallenlassen und spazieren gehen möchte, kann ich das machen. Endlich lerne ich, „jetzt hier zu sein.“ Es gibt mehr Abwechslung, weniger Wiederholung. Achtsamkeit ist kein spiritueller Luxus mehr, sondern eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Das ist vielleicht nicht die lukrativste Karriere, aber für meinen Zweck ist es gut: glücklich sein.

Romantisierung der Einfachheit?

Nicht alles war einfach – bei Weitem nicht. Ohne Telefon gibt es keine Anrufe mehr an entfernt

wohnende Familienmitglieder und Freunde, keine SMS, um einen Kumpel in der Kneipe zu treffen. Sich in einer Aluminiumwanne kauern zu waschen ist genauso unromantisch wie es klingt. Aber ich habe gelernt, dass diese Lebensweise ihrem eigenen Muster folgt, mit alten, vergessenen Lösungen. Anstelle von endlosen E-Mails, SMS und Anrufen erhalte ich ein oder zwei Briefe pro Tag, die mir wirklich wichtig sind. Irgendwann habe ich mir dann eine Outdoor-Badewanne gebaut, und im warmen Wasser zu liegen und mit einem Glas hausgemachtem Brombeerwein in den Sternenhimmel zu schauen ist in der Tat so romantisch wie es klingt.

Ich habe festgestellt, dass, wenn du zu einer Sache nein sagst, du zu einer anderen ja sagst. Nehmen wir zum Beispiel Musik. An dem Tag, an dem ich mich von Fernsehen, Radio und Internet verabschiedete, war es so, als ob alle weltberühmten Künstler, die ich geliebt hatte, auf einmal starben. Kein David Bowie und keine Joni Mitchell mehr. Das ist auf eine seltsame Weise traurig. Aber als ich mit Musik aus der Dose aufhörte, fing ich an, traditionelle Musik bei Live-Aufführungen anzuhören, und inzwischen mag ich das sehr. Ich habe sogar gelernt, selbst (schlecht) zu spielen.

Ich romantisiere die Vergangenheit nicht. Aber ich romantisiere auch die Zukunft nicht. Ich habe mit und ohne Technik gelebt, und ich weiß, was mir am meisten Frieden und Zufriedenheit bringt. Aldo Leopold sagte einmal: „Wir alle streben nach Sicherheit, Wohlstand, Komfort, einem langen Leben und Dumpfheit.“ Es passiert leicht, dass man lange lebt, ohne sich je lebendig gefühlt zu haben. In dem nie endenden Tauziehen zwischen Komfort und dem Gefühl, ganz lebendig zu sein, konnte ich den größten Teil meines Lebens nicht die richtige Balance finden. Jetzt will ich alle Emotionen und Elemente in ihrer Gänze spüren. Den Regen, die Freude, das Staunen – alles. ➤

Ich habe so viele soziale Kontakte wie nie zuvor, seit ich keine sozialen Netzwerke mehr benutze.

Gustav Landauer

JASON LANDSEL

Am 1. Mai 1919, inmitten der turbulenten Zeit nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg, eroberten nationalistische Freikorps und Reichswehrverbände München, das von einer Gruppe von Kommunisten regiert wurde. Sie verhafteten einen 49-jährigen Journalisten, der als Kultusminister in der kurzlebigen Münchner Revolutionsregierung fungiert hatte. Am nächsten Morgen beschimpften sie ihn als Hetzer und schlugen ihn, dann erschossen sie ihn und trampelten auf ihm herum.

All ihren Anschuldigungen zum Trotz war Landauer jedoch kein Hetzer und kein Bolschewist. Schon im Jahr zuvor hatte er über die Bolschewisten geschrieben: „Sie arbeiten einem Militärregiment vor, das noch viel scheußlicher wäre als alles, was die Welt vorher gesehen hat.“ Er war etwas ganz anderes: ein gewaltfreier Anarchist, der glaubte, dass die einzige Lösung für die Probleme des militarisierten, kapitalistischen Europas das Leben in freiwilligen Gemeinschaften war, die durch gemeinsame Arbeit, durch Liebe und durch etwas anderes, nach dem er sich ahnend ausstreckte, miteinander verbunden waren. Für Landauer bedeutete „Sozialismus“ einen „Kampf um Schönheit, Größe, Fülle der Völker“ (*Aufruf zum Sozialismus*, 1911). Weit entfernt von einem gewaltsam durchgesetzten staatlichen System sollte es eine organische Basisbewegung sein, die entstehen würde, wenn die Menschen anfangen, anders zu leben, und die neue Welt in der äußeren Hülle der alten aufzubauen.

Landauer wurde am 7. April 1870 in Karlsruhe

in eine jüdische Mittelschichtfamilie geboren. Seine Generation trank tief aus den Brunnen der deutschen Romantik und suchte in der Konzentration dieser Bewegung auf das Innenleben ein politisches Korrektiv für Fabriken und Slums und die bürgerliche Oberflächlichkeit um sie herum.

Nach dem Studium stürzte sich Landauer in das kulturelle und politische Leben Berlins der 1890er Jahre. Er trat einer Theatergruppe bei und

heiratete die Schauspielerin Grete Leuschner (sie ließen sich später scheiden). Er begann auch, die Ideen zu entwickeln, die seine Philosophie bestimmen sollten: Die Arbeiter müssten das kapitalistische System freiwillig verlassen und autonome Gemeinschaften bilden. Immer wieder versuchte er, diese Vision in die Praxis

umzusetzen. Nach der Entlassung aus seiner ersten Haftzeit – zu der er wegen seiner Schriften in *Der Sozialist* verurteilt worden war – schloss er sich der kommunitären Initiative *Neue Gemeinschaft* an. Hier traf er den jüdischen Philosophen Martin Buber, woraus sich eine lebenslange Freundschaft entwickelten würde. Es folgte eine Zeit relativer Ruhe, in der er an Übersetzungen von Shakespeare und Meister Eckhart arbeitete.

Obwohl er Atheist war, bewunderte Landauer Christus schon lange und nannte Jesus in seinem *Aufruf zum Sozialismus* eine „unerschöpfliche Gestalt“: „Wo wären denn alle ... Maschinerien ... ohne diesen Stillen, Ruhenden, Leidenden Großen am Kreuz der Menschheit.“

(Fortsetzung auf Seite 35)

„Die Umwandlung
der Gesellschaft
kann nur in Liebe,
in Arbeit, in Stille
kommen.“

Gustav Landauer

Jason Landsel ist der Künstler für die „Vorläufer“-Serie von Pflug, einschließlich des Bildes auf der gegenüberliegenden Seite.





Foto von @mckellajo von Hive & Hum.

„Die rechte Art, mit Geld umzugehen, ist nicht so leicht zu finden wie manche meinen, denn es ist nicht eines der Mittel, die Gott dafür bestimmt hat. Die erste Frage ist nicht, wie man mit Geld Gutes tut, sondern wie man vermeidet, damit Schaden anzurichten.“ – George MacDonald

Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

www.plough.com/de

Plough Publishing House
Walden, New York, USA
Robertsbridge, East Sussex, UK
Elsmore, NSW, Australia